

Werner Wilmes

Die Kamera als bester Freund

Vorwort

Ein Buch, das tiefe Einblicke in der Welt der Fotografie und des Filmes gibt. Eine Suche nach Antworten, schließlich eine Welt im Umbruch und der Tsunami der künstlichen Intelligenz. Ein Buch voller Lebenserfahrungen.

Werner erzählt seinen Weg, getragen von der Inspiration seines Vaters, Tischlermeister, Musiker und Dirigent. Er erbt klassische Musik und schwärmt von den Bee Gees und Rolling Stones. Das Buch gibt tiefe Einblicke in die Welt der Profis und erzählt von Begegnungen mit bedeutender Prominenz und wie er mit einem Lötkolben eine Fernsehproduktion rettet. Als vielseitiger Mensch in Gefahr sich zu verzetteln, findet Werner seinen Weg, vereint Film, Fotografie, Musik und Literatur. Er findet in Berlin Lehrmeister und wird von einem, der Videos macht, zum Filmemacher mit eigener Agenda. Dokumentationen sind seine Spezialität. Er bleibt sich treu und es gelingt ihm, in seinem Leben das zu tun, was sein Herz im sagt und was ihn glücklich macht. Die Jahrzehnte prägen ihn, Veränderungen und Herausforderungen nimmt er an. Die künstliche Intelligenz versteht er sofort als Werkzeug und nutzt sie für sein Wirken in allen Facetten. Und schließlich macht Werner seine Filmmusik selbst. Im Vordergrund steht nie sein Einkommen, sondern das Lebensglück. Werner ist ein Denker und findet sich als über Siebzigjähriger in einer wirren Welt des Umbruchs blendend zurecht. Bilder sind sein Leben und die Kamera stets sein bester Freund. Wer Fotografie und Filmen liebt, wird in Werners Erzählungen, die oft trockenen Humor tragen, wertvolle Lebensweisheiten entdecken und viel über das Genre Film und Foto lernen. Das wichtigste Wort dieses Buches ist: **Weltanschauung.**

Werner Wilmes

Die Kamera als bester Freund

Foto oder Film – Eine Weltanschauung

Autobiografische Erzählung

Texte: © 2026 Copyright by Werner Wilmes

Umschlaggestaltung: © 2026 Copyright by Werner Wilmes

Verlag:

Werner Wilmes

Calle Libra 84

ES 03189 Orihuela-Costa

mail@wernerwilmes.eu

Herstellung: epubli – ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@epubli.com

Inhaltsverzeichnis

TEIL I – DER BLICK ENTSTEHT	11
Kapitel 1 – Das Erlebte festhalten – Ein langer Weg	11
Kapitel 2 – Mein Weg in Sachen Film und Fotografie	13
Kapitel 3 – Die 1980er – Alles analog	15
Kapitel 4 – Digitales und Neuland	17
TEIL II – DER WERT DES BILDES VERÄNDERT SICH.....	19
Kapitel 5 – Meine Webseite – Vom Archiv zur Werkstatt	19
Kapitel 6 – Haben Fotos heute noch einen Wert?	21
Kapitel 7 – Wichtig, aber selten - Der Blick eines Menschen	22
Kapitel 8 – Fotografie als Nebenprodukt.....	24
TEIL III – FOTO UND FILM	26
Kapitel 9 – Der Titel – vielleicht zu provokant.....	26
Kapitel 10 – Was fotografiere ich gerne?	28
Kapitel 11 – Warum Fotos nicht mehr die gleiche Wirkung haben wie früher	31
TEIL IV – FILM - Das Handwerk	38
Kapitel 12 – Warum Film so stark ist	38
Kapitel 13 – Ton – die unterschätzte zweite Ebene	41
Kapitel 14 – Wo sind die Filmemacher? Eine Beobachtung über YouTube.....	48
TEIL V – WENN BILDER ZU MUSIK WERDEN	53
Kapitel 15 – Wenn Landschaft zu Musik wird	53
Kapitel 16 – Wie kommt Musik unter den Film?	57

Kapitel 17 – Der zweite Urknall – KI-Musik	60
Kapitel 18 – Meine Erfahrungen mit KI-Musik	64
TEIL VI – DIE WELT VERÄNDERT SICH	69
Kapitel 19 – Der KI-Tsunami	69
Kapitel 20 – Warum ich KI nicht ablehne	75
TEIL VII – ERFAHRUNGEN UND GESCHICHTEN	79
Kapitel 21 – Ein Foto fällt auf – der Wettbewerb.....	79
Kapitel 22 – Die Filmschule, die keine war	86
Kapitel 23 – Sternennächte	92
Kapitel 24 – Es ist nicht die Kamera.....	97
Kapitel 25 – Morgen schon fertig	103
Kapitel 26 – Der Virus	108
Kapitel 27 – Warum ich mein eigener Auftraggeber bin.....	113
TEIL VIII – DIE GROSSEN PROJEKTE.....	117
Kapitel 28 – Ein Dokumentationsprojekt ist kein Selbstläufer	117
Kapitel 29 – Dénia 3.0 – Ein ganzes Jahr.....	121
Kapitel 30 – Die Straßenbahn, die sich einmischte	129
Kapitel 31 – Jahrtausende	134
Kapitel 32 – Das Schicksal der Adolph Bermppohl	138
Kapitel 33 – Die großen Projekte, es gab sie damals schon	143
TEIL IX – DIE VERBINDUNG DER MEDIEN	147
Kapitel 34 – Die Verbindung von Foto, Film und Musik	147
Kapitel 35 – Aus einem Guss	151

TEIL X – DIE WERKSTATT DES SEHENS	156
Kapitel 36 – Die Werkstatt des Sehens.....	156
TEIL XI – DIES UND DAS	164
Kapitel 37 – Zu viele Menschen.....	164
Kapitel 38 – Als die Bilder laufen lernten	171
Kapitel 39 – Der Mensch im Zeitalter der KI.....	176
Kapitel 40 – Beobachten statt produzieren.....	185
Kapitel 41 – Bedeutung statt Masse.....	190
TEIL XII – DER BLICK NACH VORN	193
Kapitel 42 – Die Zukunft der Fotografie	193
Kapitel 43 – Wo geht die Reise hin?	198
Kapitel 44 – Eine neue Weltanschauung.....	200

TEIL I – DER BLICK ENTSTEHT

Kapitel 1 – Das Erlebte festhalten – Ein langer Weg

Ich stehe auf einem Felsplateau in den Bergen der Costa Blanca. Unter mir fällt das Gelände steil ab, dahinter das Meer, darüber ein Himmel, der in diesem Moment so aussieht, als hätte sich jemand Mühe gegeben. Ich habe eine Kamera in der Hand. Und ich frage mich – nicht zum ersten Mal –, warum ich das eigentlich tue. Was treibt einen Menschen dazu, das, was er sieht, festhalten zu wollen?

Die Antwort ist älter als jede Technik.

Menschen üben sich seit Urzeiten darin, ihre Welt abzubilden. Sie haben Motive in Felsen gehauen, gemeißelt oder gemalt und ihre Techniken stets verbessert und verfeinert. Kupferstiche entstanden, die erstaunlich detailreiche Bilder ermöglichten. Die Malerei entwickelte sich und zeigt seit Jahrhunderten sogar in feinsten und langlebigen Ölfarben, was der Planet zu bieten hat. Irgendwann wurde dann die Fotografie erfunden, deren Bilder später sogar das Laufen lernen sollten.

Mittels Foto oder Film dokumentiert der Mensch seitdem alles, was ihm vor die Augen kommt, hält Momente fest oder erzählt Geschichten. Die Spezies auf zwei Beinen streitet sich sogar, welches das beste Mittel ist, Abbildungen zu schaffen. Es waren analoge Schöpfungen, bis dann das Zeitalter der Digitalisierung begann. Der Zoff wurde gleich mit programmiert. Puristen und die Qualen

der Moderne, sie trafen aufeinander.

Man staunt, wie schnell das alles ging und müsste heute schon große Mühe auf sich nehmen, wollte man versuchen einen analogen Film zu kaufen, um dann abzulichten, was einem festzuhalten wert erscheint.

Und mittlerweile braucht man nicht einmal mehr vor Ort gewesen zu sein. Eine Künstliche Intelligenz kann Bilder erschaffen, die nie existiert haben, von Orten, die niemand betreten hat. Das hätte sich der erste Mensch, der mit einem Stein eine Linie in den Felsen ritzte, wohl nicht träumen lassen.

Aber der Impuls ist derselbe geblieben. Damals wie heute. Es ist eine Weltanschauung, egal wie man etwas festhält und mit welchen Mitteln. Die Welt anschauen, den Blick fixieren und das Resultat anderen Menschen zeigen.

Genau das tue ich. Seit Jahrzehnten. Und wie es dazu kam, erzähle ich jetzt.

Kapitel 2 – Mein Weg in Sachen Film und Fotografie

Anfang der Siebziger.

10. April 1970 - Paul McCartney gibt öffentlich bekannt, dass er die Beatles verlässt.

13. April 1970 – Eine Explosion an Bord von Apollo 13. „Houston, we’ve had a problem.“

30. Juli 1970 – Mein Vater erliegt einem Herzinfarkt.

Der Schock sitzt tief. Ich bin noch fünfzehn. Ein Vierteljahr später bin ich sechzehn, und halte die Spiegelreflex meines Vaters in der Hand. Ein schweres, mechanisches Ding, das nach Leder und Feinmechanik riecht. Ich drücke den Auslöser, spule weiter, drücke wieder. Sechsenddreißig Bilder auf einer Rolle, und jedes einzelne kostet Geld.

Drei Wochen später kommt Post. Von Foto-Quelle. Ich reiße den Umschlag auf und starre auf die Abzüge. Die Hälfte ist zu dunkel. Ein Drittel ist unscharf. Und bei den restlichen kann ich mich nicht mehr erinnern, welche Einstellungen ich gewählt hatte. ISO, Blende, Verschlusszeit – ich hätte Buch führen müssen für jede einzelne Aufnahme. Habe ich aber nicht.

YouTube-Tutorials halfen mir auch nicht, denn es gab sie Ende der 1960er nicht. Kein Facebook, kein Insta oder TikTok, unfassbar öde war die Zeit, gruselig. Kann sich das überhaupt jemand vorstellen, in welcher Welt wir damals leben mussten? Es gab nicht mal einen Kaffee to go. Und Jimi Hendrix war gerade gestorben. Du kannst mich jetzt bedauern, was keinen Sinn macht, denn die Zeit damals war trotzdem geil. Wir hatten unser „Black Horse“, eine Disco.

Es gab Mitschüler, die entwickelten selbst. Die standen in

abgedunkelten Badezimmern und schwenkten Papier durch Chemikalienbäder. Mir fehlte der Wille, diesen Weg zu gehen. Oder ehrlicher gesagt: Mir fehlte die Geduld. Fotografie fühlte sich an wie ein Versprechen, das erst Wochen später eingelöst wurde – und dann meist enttäuschend.

Nun, mit Film war das Erlangen von Erkenntnisgewinnen auch nicht besser. Die Normal-8mm-Canon meines Vaters benutzte ich nur experimentell. Es gelangen mir ein paar Trickfilme mit der Einzelbildschaltung. Der Lernfortschritt war derselbe. Wenn Foto-Quelle die entwickelte Filmrolle lieferte, waren die Aufnahmebedingungen längst nicht mehr reproduzierbar. Das Ding mit dem Federlaufwerk lag dann für ewige Zeiten im Schrank.

Aber etwas war passiert, das mir damals nicht bewusst war. Mein Vater war Musiker. Symphonien, Kurorchester, ein Leben voller Klang. Und er war Hobbyfilmer. Seine Canon 8mm lief bei Familienfesten, im Urlaub, an Sonntagen. Stumme Filme, wacklig, körnig. Aber wenn ich heute – Jahrzehnte später – diese Aufnahmen sehe, bin ich sofort wieder dort. Im Wohnzimmer meiner Kindheit. Im Garten. Auf der Straße vor dem Haus. Mein Vater wusste vermutlich nur wenig über Kamera-Einstellungen. Allerdings gab es an der Kamera auch nicht viel zu justieren. Er hat einfach festgehalten, was ihm wichtig war. Und genau das hat sich in mir festgesetzt. Die Kamera als Werkzeug gegen das Vergessen. Das Bild als Brücke in eine Zeit, die sonst verloren wäre.

Es sollte noch Jahre dauern, bis aus diesem Samen etwas wuchs. Aber der Samen war gelegt.

Kapitel 3 – Die 1980er – Alles analog

1982. Ich stehe in einem Elektronikmarkt und halte zum ersten Mal eine Videokamera in der Hand. Von Panasonic. Ein Kabel führt zu einem tragbaren Videorekorder, den man mit einem Gurt über der Schulter tragen konnte. Das Ding ist sauschwer.

Ich drücke auf Aufnahme. Und im selben Moment verstehe ich etwas, das mir die Fotografie nie gegeben hat: Ich sehe sofort, was ich aufnehme. Kein Warten auf Foto-Quelle. Kein Rätselraten über Belichtung. Das Bild ist da, in Echtzeit, mit Ton. Für mich war das der Urknall.

Ich brauchte keine YouTube-Tutorials, denn ich habe Augen im Kopf. Blitzschnell lernte ich durch Beobachtung, autodidaktisch sozusagen, warum Filme gut oder schlecht waren. Ich musste nur ins Kino gehen oder den Fernseher einschalten. Der goldene Schnitt? Die Drittel-Aufteilung? Keine Ahnung, was das war, die Begriffe kannte ich nicht. Aber ich konnte sehr wohl sehen, welche Einstellungen und Bildkompositionen gut aussahen und welche nicht. Das bewegte Bild verbunden mit Ton, das war sofort mein Ding. Ich lernte schnell, sehr schnell.

Zwei Jahre später hatte ich die erste größere Zuschauerzahl. Ich filmte einfach die Incentive-Reisen meines Arbeitgebers Allianz. Die örtliche Leitung und meine Kollegen waren sich einig. „Das ist ja wie im Fernsehen!“, war der Tenor.

Bald darauf. Ein Henkelmann – eine große Kamera mit einem Bügelgriff obendrauf, so wie ihn Fernsehleute auf der Schulter tragen. Sie ist schwer, sie ist klobig, und sie verändert alles. Offenbar war ich bereit, Geld für mein Hobby auszugeben.

Und dann passierte, was bei Leidenschaften oft passiert: Sie wurde teuer. Mein Schnittplatz wuchs. Ein Gerät kam zum nächsten. Bessere Kamera, besserer Rekorder, besserer Schnittcomputer. Irgendwann war es so viel Geld, das in mein semiprofessionelles Hobby floss, dass ein Stopp notwendig wurde und ich es für eine geraume Zeit zugunsten der Familienentwicklung samt Hausbau an den Nagel hängen musste.

Aber weglegen heißt nicht vergessen. Das Sehen, das ich mir in diesen Jahren, es war mehr als ein Jahrzehnt, angeeignet hatte – dieses fast automatische Denken in Einstellungen, Schnitten und Übergängen –, das ging nie wieder weg. Es schlief nur. Und es wartete.

Man nennt diese Jahre analoge Zeiten in Bezug auf die Sparten Film und Fotografie. Aber es bahnte sich etwas Neues an.



Kapitel 4 – Digitales und Neuland

Ich war längst ausgewandert aus Deutschland und wohnte nun schon seit 2003 in Spanien. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel ließ sich im Deutschen Bundestag zu dieser Aussage hinreißen: „Das Internet ist für uns alle Neuland!“ Diese Schlussfolgerung geboren aus einer genialen Erkenntnis heraus verbalisierte sie am 19. Juni 2013. Zu dem Zeitpunkt hatte ich an der spanischen Costa Blanca bereits zehn Jahre Glasfaser-Internet und arbeitete bereits mehr als ein Jahrzehnt an Webseiten-Entwicklung. „Wie erstaunlich schnell die Politik doch technische Umbrüche erkennt“, dachte ich damals. Eine Beobachtung, die ich später noch als wertvolle Lebenserfahrung bezeichnen werde.

Aber Angela Merkels Neuland brachte auch etwas mit, das mein Leben verändern sollte. Die Welt wurde digital, die Kameras wurden digital, und das knappe Geld, das mich Anfang der Neunziger gestoppt hatte, war plötzlich kein Hindernis mehr.

Wir schreiben das Jahr 2014. Ich hielt doch tatsächlich wieder eine eigene semiprofessionelle Videokamera in der Hand.

Wieder war es ein „Henkelmann“, wie damals und wieder stand Panasonic drauf. Ich beschloss „meine Stadt“ Dénia zu porträtieren. Die Hafenstadt in der Marina Alta hatte es mir angetan. Einfach zu schön, zu interessant und zu sympathisch, um ignoriert zu werden. Und für ein Storyboard machte ich nebenbei Fotos. Und dann die Überraschung, denn ich stellte die Fotos bei Facebook ins Merkels-Neuland-Internet.

„Wieder so ein Urknall“, dachte ich, als mich die Resonanz erreichte. Die „Gemeinde“, wie man sagte, denn Social-Media fühlte sich damals so an, fand meine Fotos super, toll, genial oder kommentierte mit anderen freundlichen Wortschöpfungen.

Man bedenke, dass es „nur“ Smartphone-Fotos waren. Aber das änderte sich, denn bald gesellte sich eine richtige Fotokamera dazu. Aber dazu komme ich später noch. Der steile Aufstieg meiner Fotografen-Karriere war gefühlt unaufhaltsam.

In der Tat wurden meine Fotos immer besser und meine Technik auch. Schuld waren auch YouTube-Tutorials, die einen Lernfortschritt ermöglichten, der mir zuvor vergönnt war. Und da IT ohnehin „mein Ding“ war, wurde die Nachbearbeitung mittels Lightroom und Photoshop schnell professionell.

Um es kurz zu machen, ich profilierte mich nicht nur als Filmemacher, sondern auch als Fotograf. „Der Werner Wilmes macht die besten Fotos weit und breit“, schrieb Michael Allhof, ein bekannter Journalist an der Costa-Blanca, in sein Facebook und meinte damit meine Stadt- und Landschaftsfotos von der Provincia Alicante. Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits einen YouTube-Kanal. Der fesselte mein Interesse mehr und mehr, so dass Fotografie bei mir nicht den Status Priorität erreichte.

TEIL II – DER WERT DES BILDES VERÄNDERT SICH

Kapitel 5 – Meine Webseite – Vom Archiv zur Werkstatt

Und nun bin ich in der Neuzeit angekommen. Ich will dir etwas über meine Webseite und das Thema Fotografie und Film (Video) erzählen.

Eigentlich begann es vor kurzer Zeit ganz nüchtern. Ich wollte meine Fotos von Flickr an einen eigenen Ort holen. Etwa dreitausend Bilder waren es. Sie sollten nicht irgendwo im großen Strom fremder Plattformen verschwinden, sondern auf einer eigenen Seite liegen – auf einem Stück Internet, das mir selbst gehört. Es geschah auch aus der Erkenntnis heraus, dass die Fotografie in eine kritische Phase gegliitten war, eine Folge der technischen Entwicklung.

So entstand meine Website. Am Anfang war sie nichts weiter als ein Archiv. Ein Ort, an dem Bilder gesammelt werden konnten. Öffentlich und frei zugänglich, für den Fall, dass sie jemand sehen möchte. Mehr nicht.

Doch wie das manchmal im Leben ist: Wenn man beginnt, etwas zu ordnen, beginnt man auch darüber nachzudenken. Mit der Zeit entstand um dieses Archiv herum mehr. Texte. Filme. Gedanken. Musik. Kleine Geschichten über Orte, Landschaften und Beobachtungen.

Ob sie mehr werden würde als ein Archiv, wusste ich damals nicht. Aber etwas hatte begonnen zu arbeiten. Der

Sinneswandel geschah auch vor dem Hintergrund der immer unattraktiver werdenden Plattformen, die für Fotografen zunehmend schlechtere Bedingungen bereitstellen.

Das betrifft zwar nicht Flickr, aber Facebook, TikTok und Instagram. Algorithmen wurden von den Betreibern darauf ausgerichtet, die User möglichst lange vor der Glasplatte zu halten.

Gegen Katzenfotos und junge Frauen, die Mascara vorführen, hat jemand mit guten Landschaftsfotos nicht die geringste Chance.

Im Gegenzug sinken die Chancen von Facebook bei mir rapide, die Plattform von Herrn Zuckerberg ist bei mir in einem Ruhemodus und wird nicht mehr lange meine sein.

TikTok habe ich beerdigt. Instagram ruht auch im ewigen Frieden.



Kapitel 6 – Haben Fotos heute noch einen Wert?

Und irgendwann merkte ich: Die Fotos selbst rücken für mich immer mehr in den Hintergrund. Nicht, weil ich sie geringschätze. Fotografie hat für mich seit nun mehr zwölf Jahren einen hohen Stellenwert und ist Teil meines Lebens geworden. Und sie hat auch aktuell für mich eine essenzielle Bedeutung in meiner Arbeit als Filmmacher. Ich nenne nur den Begriff „Startframe“. Insider wissen, was ich meine. Ich werde das noch näher erklären. Aber die Fotografie als Genre steht auf wackeligen Füßen. Die Welt der Bilder hat sich grundlegend verändert.

Bilder sind überall. Jeder trägt eine Kamera in der Tasche. Milliarden Fotos werden täglich aufgenommen und eine gigantische Zahl davon sofort öffentlich gemacht. Und inzwischen entstehen sogar Bilder, ohne dass jemand überhaupt an einem Ort gewesen sein muss. Künstliche Intelligenz kann Landschaften erschaffen, die nie existiert haben. Kürzlich kamen die Menschen noch von einer Island-Reise und haben mit ihren Fotografien Menschen ins Staunen versetzt. Jetzt, nur kurze Zeit später erntet der Reisefan mit seinen Abbildungen oft gelangweiltes Gähnen.

Noch frustrierender ist es, wenn man ein wirklich gutes Foto postet, eines, das einem nicht jeden Tag gelingt und auf das man richtig stolz ist. Dann liest man in den Kommentaren unter dem Bild: „Die KI lässt grüßen. Immerhin, guter Prompt.“

In dieser Welt verliert das einzelne Foto zwangsläufig an Gewicht. Ein schönes Bild ist heute nichts Seltenes mehr. Und angezweifelt wird es auch.

Kapitel 7 – Wichtig, aber selten - Der Blick eines Menschen

Vielleicht ist das der Grund, warum sich meine Wahrnehmung über die Jahre gehalten, aber auch intensiviert hat. Wenn ich irgendwo stehe – in den Bergen, an der Küste, in einer weiten Landschaft – sehe ich nicht mehr zuerst ein Foto. Ich sehe eine Filmsequenz. Ich sehe Wolken, die langsam über einen Bergrücken ziehen. Ich sehe Wind, der durch Grasflächen streicht. Ich sehe Licht, das sich über eine Felswand bewegt.

Und fast gleichzeitig entsteht im Kopf eine Musik. Keine fertige Melodie. Eher eine Stimmung. Eine Klangfarbe. Diesen Sound, ich erinnere mich noch gut, gab es früher zu meinen Anfangsjahren in Sachen Video auch. Aber heute ist das wesentlich präsenter, es nimmt mehr Einfluss auf mein Handeln.

Das liegt auch daran, dass der Zugang zu Musik, zum Beispiel über sehr gute Musikdatenbanken, sehr viel einfacher ist als früher. Und die Auswahl ist viel größer, weil sich nicht nur nach Genre suchen lässt, sondern auch nach Stimmungen, Themen und vieles mehr. Das spielt dann bereits im Kopf eine Rolle, wenn man ein Motiv sieht.

Manchmal ist es ein ruhiger Klangteppich. Manchmal eine langsame Bewegung von Tönen, die mit den Wolken mitwandert. Es ist schwer zu beschreiben. Die Landschaft wirkt plötzlich wie eine Partitur. Der Wind wird zum Rhythmus. Das Licht zur Dynamik. Die Wolken zur Dramaturgie. Die Kamera kommt erst dann ins Spiel, ihre Nutzung bei der Aufzeichnung wird geleitet von meinen Ideen im Kopf, die auch von Tönen beeinflusst werden.

Sie ist nicht mehr das Werkzeug, um ein Bild einzufangen.
Die Kamera ist eher ein Instrument, mit dem man Zeit
beobachtet. Das Foto ist für mich oft der Anfang, ein
Startframe, der eingefrorene Blick am Taupunkt.

Kapitel 8 – Fotografie als Nebenprodukt

Heute ist die reine Fotografie eher ein Nebenprodukt. Tatsächlich habe ich bei meinen oft umfangreichen Dokumentarfilm-Produktionen gar keinen Sinn mehr frei, und schon gar nicht die Zeit, eine Szene, die ich filme, auch noch zu fotografieren. Da Aufzeichnungen bei mir heute 4k-Auflösung als Minimum haben und ganz überwiegend bereits in 6k und 8k erfolgen, kann ich mir die Fotos sparen. Für die Reisefotografie habe ich eine Auswahl aus 25 oder oft auch 50 hochauflösenden Fotos jede Sekunde mit hoher Bit-Tiefe, die ich nur aus dem Videomaterial speichern muss.

Fotografen winken jetzt ab, zu Recht, denn fotografieren und filmen unterscheidet sich tatsächlich stark. Eine Videosequenz ist meist nicht statisch, sondern hat ein Start- und ein Endframe. Dazwischen ist oft Bewegung, bei mir meist minimal, weich, dezent und subtil. Schnellere Bewegungen erzeugen im Video Bewegungsunschärfe, dann ist nur das Start- und Endframe für ein Still-Foto zu gebrauchen. Die Konzentration des Kameramanns richtet sich beim Filmen auf die Sequenz. Der Fotograf konzentriert sich sehr stark auf den Zeitpunkt der Auslösung, auf den einen Moment. Das ist der wichtige und erhebliche Unterschied. Bildkomposition machen beide, der Filmer und der Fotograf. Der Filmer hat allerdings auch noch andere Gedanken im Kopf, zum Beispiel in Bezug auf den Ton, die Akustik, die Szene davor und danach.

Der Fotograf konzentriert sich auf den Moment, den Augenblick, in dem man spürt, dass eine Landschaft etwas erzählt. Ja, das ist der Punkt. Die hohe Kunst des Fotografen liegt darin, mit seinem Foto eine Geschichte zu erzählen.

Die Street-Fotografie ist ein gutes Beispiel. Ich wäre überfordert, wollte ich professionelle Film-Dokumentationen erstellen und gleichzeitig noch hochwertige Fotos. Für mich ist klar, das geht nicht zusammen. Ich würde die Qualität meiner Videoarbeit zerstören, würde ich nebenbei auch noch im Fotomodus denken.

Der Wandel – Meine Webseite, ein zweiter Blick

Vielleicht ist das der Grund, warum meine Website sich im Laufe der Jahre verändert hat. Sie begann als Fotoarchiv. Heute ist sie eher so etwas wie eine Werkstatt. Ein Ort, an dem Bilder, Filme, Musik und Gedanken zusammenfinden. Keine perfekte Galerie.

Eher ein offenes Notizbuch eines visuellen Beobachters. Und vielleicht ist das sogar besser so. Denn Landschaften sind keine statischen Bilder. Sie sind Bewegung, Licht, Zeit und Stimmung. Und genau das versuche ich inzwischen einzufangen.

Und nun ist noch Musik dazugekommen, genau genommen Filmmusik.

Aber bevor ich davon erzähle, muss ich eine Frage beantworten, die sich aufdrängt: Wenn ich sage, dass Film für mich stärker ist als Fotografie – warum eigentlich? Was genau macht Film so stark?

TEIL III – FOTO UND FILM

Kapitel 9 – Der Titel – vielleicht zu provokant

Foto oder Film – diese drei Wörter, so in den sozialen Medien verwendet, sorgen mit hoher Wahrscheinlichkeit für hitzige Diskussionen. Die Zündschnur ist bei vielen Menschen in den Medien, die sich „sozial“ nennen, oft sehr kurz. Ich will hier nicht über die Gründe spekulieren, warum jemand, der fotografiert, Video als kreatives Medium mitunter geradezu ablehnt. Umgekehrt habe ich es fast nie erlebt, dass Videografen auf Fotografen herabschauen. Vermutlich ist es aber auch nur ein Wahrnehmungsproblem, wie so oft, denn diejenigen, die laut schreien, fallen nur mehr auf. Ich denke, dass die wirklich Kreativen auf dieser Welt stolz auf ihr Hobby oder ihren Beruf sind und Ihresgleichen wertschätzen und auch jene, deren Bilder sich bewegen und Töne tragen.

Für mich stellt sich die Frage nicht, ob Foto oder Film. Zwar habe ich die Erkenntnis gewonnen, dass Beides zur gleichen Zeit in einem Projekt für mich nicht funktioniert. Aber das betrifft nur die Zeit, in der ich vor Ort mit der Kamera an einem Film arbeite.

Im Normalfall schaffe ich in einem Jahr zwei größere Dokumentationen. Die reine Zeit der Aufzeichnungen in der Zielregion hat vielleicht ein Zeitfenster von drei Wochen zuzüglich An- und Abreise. Es handelt sich also um acht Wochen im Jahr, in denen die Fotografie bei mir eine stark untergeordnete Rolle spielt.

So bleiben also 44 Wochen, in denen das nicht so ist. Und dann erhält die Fotografie bei mir wieder mehr Raum. Wie genau so ein Video-Projekt in meinem Fall insgesamt aussieht und welchen Zeitrahmen es braucht, erzähle ich an anderer Stelle.

Es muss also bei mir heißen: „Foto und Film“. Angesprochen habe ich bereits den Wert der Fotografie in der heutigen Zeit, in der die Menschheit von einem KI-Tsunami überrollt wird. Das ist ein sehr komplexes, aber auch sehr wichtiges Thema, nicht nur für Fotografen und Filmer, sondern für alle Menschen. Ich muss dich vertrösten, denn mit dem KI-Tsunami befasse ich mich in diesem Buch später ausführlicher. Dass KI in Bezug auf Foto und Film allgegenwärtig ist und sie für mich dazu gehört, wirst du hier aber an vielen Stellen lesen. Obwohl ich viel über Video schreibe, wirst du dennoch sehen, wie bedeutend die Rolle der Fotografie auch für einen Filmer ist. Vielleicht gibt es sogar mehr Menschen, die fotografieren und nicht filmen, als umgekehrt.

Ich gehe davon aus, dass die meisten Filmer mit der Fotografie mehr oder weniger stark verbunden sind. Fotografisches Denken ist für gute Filmemacher eine grundlegende Voraussetzung für eine exzellente Bildkomposition.

Kapitel 10 – Was fotografiere ich gerne?

Für mich ist das Wissen um die Grundlagen der Fotografie von großer Wichtigkeit. Ich beschrieb in Kapitel 3 bereits, dass ich in meinen frühen Jahren als Filmer intuitiv vieles richtig gemacht habe, offenbar deshalb, weil ich auch ohne Lehrbuch spürte, wie Bildkompositionen funktionieren. Mit der Wiederaufnahme meiner Film-Leidenschaft im Jahr 2014 profitierte ich dann ganz erheblich von YouTube-Tutorials, die fast ausschließlich von Fotografen produziert wurden.

Die Fotos, die ich für mein Dénia-Video-Storyboard benötigte, fertigte ich zunächst mit einem Windows-Phone an. Als diese Bilder dann in den sozialen Medien auf enormen Zuspruch stießen, zögerte ich nicht lange und kaufte mir eine Spiegelreflex-Kamera.

Mein Pech war nur, dass mir der Verkäufer einer großen Foto-Markt-Kette zu einer guten Canon-Kamera ein sehr schlechtes Objektiv andrehte. Schlecht deshalb, weil es einen Defekt hatte und wohl aus einer Rücknahme stammte. Dem Händler hätte dieser Mangel bekannt sein müssen. Dieser kleine Reinfall war für mich jedoch lehrreich. Seitdem ist mir so etwas nie wieder passiert. Ich begann genauer hinzusehen, genauer hinzuhören – und vor allem, mich nicht mehr auf bloße Empfehlungen zu verlassen.

Ein halbes Jahr nach diesem holprigen Start drehte ich dann ein sehr gutes Zoom-Objektiv in das Bajonett meiner Kamera. Von diesem Moment an gab es für mich in der Fotografie kein Halten mehr.

Es entwickelte sich eine regelrechte Leidenschaft.

Landschaften. Städte. Himmel. Mond. Nacht. Sterne. Tiere.

Doch diese Aufzählung beschreibt nur die Oberfläche. Es ist nicht das Motiv allein, das mich interessiert, sondern die Stimmung dahinter. Ich merkte schnell, dass mich weniger das Spektakuläre reizt als das Stille. Nicht das Ereignis, sondern der Zustand. Nicht der Moment des Knalls, sondern das leise Atmen einer Landschaft.

Mit Begeisterung lernte ich schnell dazu. Es entstanden Nachtaufnahmen mit Mond, Sternenhimmel und der Milchstraße. Reiseimpressionen kamen hinzu, Tierfotografie, Städte bei Dämmerung und im ersten Licht des Tages. Es war Lernen im Turbomodus – und es wirkte sich unmittelbar auch auf meine Arbeit als Filmer aus.

Bis zu diesem Zeitpunkt bestand meine Filmwelt aus semiprofessionellen Henkelmann-Camcordern. Hochwertig und zuverlässig, aber ohne Wechselobjektive. Nun entdeckte ich die Möglichkeiten von Kameras mit Festbrennweiten. Das Arbeiten mit offener Blende veränderte meinen Blick. Plötzlich entstand Tiefe, Freistellung, ein Gefühl von Raum. Der cineastische Look war nicht mehr nur eine Idee – er wurde sichtbar.

Ich begann zu verstehen, dass Fotografie und Film sich nicht widersprechen, sondern sich gegenseitig schärfen. Der Fotograf konzentriert sich auf den einen Moment, der Filmer denkt in Sequenzen. Ich bewegte mich zunehmend zwischen beiden Welten.

Und vielleicht ist genau das der Punkt: Ich fotografiere nicht, um Bilder zu sammeln, sondern um zu sehen.

Eine kleine, aber nicht unwichtige Anekdote aus der

Anfangszeit meiner Fotografie-Leidenschaft erzähle ich nun mit einem gewissen Schmunzeln, weil sie eine wunderbare Überleitung zum nächsten Kapitel bildet.

Die missratenen Ägypten-Fotos aus jener Zeit – die Reise begann nur einen Tag nach dem Kauf der Kamera mit dem defekten Objektiv – waren ursprünglich bis in die Bildecken unscharf. Ein Ärgernis, das ich lange einfach akzeptiert habe.

Heute, mit zwölf Jahren Abstand, liegen mir diese Bilder in einer Qualität vor, die man damals nicht für möglich gehalten hätte. Scharf, detailreich, beinahe so, als wären sie mit moderner Technik aufgenommen worden.

Möglich wurde das durch einen KI-Prompt, den ich in eine Software eingegeben habe, deren Name an eine Banane erinnert.

Scharf bis in den Nanobereich – wenn du verstehst, was ich meine.

Und genau hier beginnt eine neue Geschichte.

Kapitel 11 – Warum Fotos nicht mehr die gleiche Wirkung haben wie früher

Es ist ein seit Jahren schleichender Prozess. Bereits vor einiger Zeit – es muss um das Jahr 2020 gewesen sein – beklagten sich Fotografen zunehmend darüber, dass es immer schwieriger wird, mit guten Bildern Aufmerksamkeit zu erzeugen. Das war kein plötzlicher Bruch, kein klar definierbarer Moment, sondern eher ein langsames Verblassen. Ein Nachlassen der Wirkung, das man zunächst kaum wahrnimmt, bis es irgendwann offensichtlich wird.

Um diesen Wandel fair beurteilen zu können, muss ich ein wenig weiter ausholen.

Ich kenne mich mit Bildbearbeitung sehr gut aus. Lightroom, Photoshop und andere Programme gehören für mich seit vielen Jahren zum Werkzeugkasten. Doch meine Erfahrung reicht noch weiter zurück – bereits Ende der 1990er arbeitete ich mit einem Commodore Amiga 2000 an Bildkompositionen, die für damalige Verhältnisse erstaunlich waren. Ich konnte bereits Bilder in Ebenen bearbeiten, mit bis zu 16,7 Millionen Farben. Etwas, was in der IBM-PC-Welt zu der Zeit undenkbar war. Mit dem Amiga waren sogar dreidimensionale Ray-Tracing-Animation möglich. Eine davon schaffte es ins Fernsehen, anderthalb Jahre lang vor der Tagesschau. Wenn ich heute daran denke, muss ich schmunzeln – und gleichzeitig wird mir bewusst, wie lange mich dieses Thema schon begleitet.

Dreißig Jahre später hatte die Bildbearbeitung ein Niveau erreicht, das kaum noch Grenzen kannte. Ich nutzte diese Möglichkeiten mit großer Begeisterung. Tutorials eröffneten mir Wege zu beeindruckenden Composings, zu

Bildern, die man so in der Realität kaum sehen würde. Und doch hatte ich immer eine klare Grenze im Kopf: Meine Fotos sollten das widerspiegeln, was ich gesehen hatte. Nicht perfekt, nicht spektakulär – aber wahr.

Zu dieser Zeit hatte ich bereits mehr als zweitausend Fotos auf Flickr veröffentlicht. Sie verbreiteten sich stark, auch dank der Creative-Commons-Lizenz. Dieses Lizenzrecht bedeutet, dass jeder die Fotos verwenden kann, wenn er meinen Namen dazu nennt, auch kommerziell. Immer wieder begegneten mir meine eigenen Bilder im Internet – auf Reiseplattformen, auf Webseiten, sogar im politischen Kontext. Ein Hafenfoto von mir tauchte bei den Grünen in Hamburg auf. Es war ein seltsames Gefühl – und gleichzeitig eine große Freude.

Wahrnehmung und Bildbearbeitung

Es geht hier um die Wahrnehmung. Und die ist sehr persönlich. Ich war mal als Zeuge vor Gericht und lernte vom Richter den Begriff „Knallzeuge“ kennen. Im Grunde wollte er sagen: „Wahrnehmung ist relativ und immer auch das, was man glaubt, gesehen zu haben.“ Ich musste dann zugeben, dass ich nur den Verlauf nach dem Knall wirklich gesehen habe. Bekannt ist auch, dass das menschliche Gehirn sehr kreativ ist bei der Festlegung, was es gesehen hat oder nicht. Ich nehme immer in RAW, also mit sogenannten Rohdaten auf, eine nahezu unbearbeitete Datei. Deshalb ist jedes meiner Fotos auch von mir bearbeitet, wenn ich es vorzeige. Während der Bearbeitung bin ich ganz bei mir und meiner Erinnerung, wenn ich abrufe, was ich meine gesehen zu haben.

Ob mein fertiges Foto dergleichen Wahrnehmung entspricht, die ein anderer Mensch, der in dem Augenblick

neben mir gestanden hätte, ist denkbar, aber fraglich. Mein Foto ist also meine Sicht der Dinge.

Früher, bei der analogen Fotografie war der Einfluss des Entwicklers nicht unerheblich, selbst wenn er nur den Bildausschnitt bestimmt hat. Allein der verändert ein Foto in der Aussage dramatisch.

Ein Beispiel. Es gibt ein weltberühmtes Foto vom DDR-Volksaufstand 17. Juni 1953, das um die Welt ging. Zwei Männer werfen Steine auf einen sowjetischen Panzer. Ein schwarz-weiß-Foto voller Kampfdramatik. Erst viel später wurde das Originalfoto bekannt. Das Vollbild zeigt eine Szenerie mit zwei Panzern im Hintergrund und eine größere Gruppe von Zuschauern am linken Bildrand, die aus sicherer Entfernung beobachten. Der dramatische Vorgang ist derselbe. Aber auf dem Vollbild wirkt die Szene ganz anders, weil viele Menschen als unbeteiligte Zuschauer dort stehen. Mit diesem Bildausschnitt wäre das Foto nie um die Welt gegangen.

Damit will ich sagen: Bearbeitung war schon immer ein fester Bestandteil der Fotografie, die schon damals deutlich über die Festlegung des Ausschnitts hinaus ging. Und heute leben wir in einer Welt mit genialen Werkzeugen, die einem Fotografen zur Verfügung stehen.

Wenn in meinem Foto auf der Wiese eine Plastiktüte liegt, weil ich zu faul war, sie wegzuräumen oder sie einfach nur übersehen habe, dann entferne ich sie aus „meinem“ Bild von der Wiese, weil ich möchte, dass meine Abbildung das zeigt, was ich gerne gesehen hätte. Ich bin kein Musterbeispiel für einen Puristen und will das auch nicht sein.

Für mich war klar: Ein Foto trägt Verantwortung.

Für den Fotojournalisten und Dokumentarfotografen ist Authentizität keine Option, sondern Pflicht. Beim Landschaftsfotografen sehe ich das differenzierter. Es ist legitim, einen Himmel zu optimieren, Farben zu verstärken oder einen Mond etwas größer erscheinen zu lassen, als er tatsächlich ist. Aber auch hier gibt es eine Grenze – und diese Grenze ist spürbar.

Irgendwann kippt etwas. Bilder werden zu laut, zu glatt, zu perfekt. Und genau dann passiert etwas Entscheidendes: Sie verlieren ihre Wirkung. Oder, um es deutlicher zu sagen: Sie beginnen, im Auge weh zu tun. Im Grunde breitete sich eine Art Hemmungslosigkeit aus, Hauptsache, das Foto erzielt Likes und erzeugt Kommentare.

Ich habe diesen Punkt sehr konkret beobachtet, vor allem in sozialen Netzwerken. Dort tauchten zunehmend Bilder auf, bei denen der Himmel in einem unnatürlichen Blau erstrahlte, Wolken harte Ränder hatten und sich um Gebäude oder Bäume künstliche Konturen bildeten.

Ein Beispiel ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Ein Mann aus meiner lippischen Heimat postete regelmäßig Fotos vom Hermannsdenkmal. Offensichtlich nutzte er eine dieser Apps, mit denen man per Knopfdruck den Himmel „verschönern“ konnte. Das Ergebnis war ein übertriebenes Blau, weiße Ränder und eine künstliche Klarheit, die mit der Realität nichts mehr zu tun hatte. Wenn auch weiße Wolken tiefblau sind, dann stimmt etwas nicht.

Meine Augen taten mir weh. Doch was mich noch mehr irritierte, waren die Reaktionen. Die Nutzer waren begeistert. Likes, Kommentare, Zustimmung. Der Fotograf fühlte sich bestätigt. Warum sollte er etwas ändern?

Und genau hier liegt das eigentliche Problem. Die

Fotografie wurde von zwei Seiten in die Zange genommen. Auf der einen Seite stehen Werkzeuge, die immer einfacher werden – oft KI-gestützt und für jeden zugänglich. Auf der anderen Seite ein Publikum, das zunehmend verlernt hat zu sehen.

Das ist der Punkt, der mich wirklich nachdenklich gemacht hat. Denn ein gutes Bild entsteht nicht durch Regler, sondern durch Wahrnehmung.

Für viele Fotobegeisterte war diese Entwicklung ein Schock. Interessanterweise betraf das vor allem die großen sozialen Plattformen. In klassischen Foto-Communities war dieses Phänomen deutlich weniger ausgeprägt. Doch auch diese Plattformen sind inzwischen selten geworden.

Heute ist die Situation eine andere. Soziale Netzwerke sind überflutet – mit Bildern, mit KI-generierten Szenen, mit Perfektion ohne Ursprung. Und mittendrin stehen echte Fotos, die oft untergehen. In vielen Fällen geraten sie gleich mit in den KI-Verdachts-Strudel und werden als unglaublich empfunden. Auch meine eigenen Bilder erreichen meine Freunde kaum noch. Sie verschwinden zwischen Werbung, Algorithmen und künstlich erzeugten Welten.

Die Fotografie ist – zumindest in diesen Räumen – beliebig geworden.

Und dennoch lehne ich KI nicht ab. Im Gegenteil.

Ich habe von meinen Ägypten-Fotos erzählt, die dank KI heute in einer Qualität vorliegen, die mich selbst überrascht. Ohne diese Technik wären sie verloren gewesen. Oder ein anderes Beispiel: Wenn ich ein Porträt von mir benötige, mit einer Lederjacke, die ich nie besessen

habe, genügt heute ein gutes Ausgangsbild und ein entsprechendes Werkzeug. Die Realität wird ergänzt, nicht ersetzt.

Das ist für mich der entscheidende Unterschied.

Ich weiß, dass es keinen Sinn hat, sich gegen solche Entwicklungen zu stellen. Dafür habe ich zu viele Umbrüche erlebt. Und ich bin mit über siebzig Jahren noch lange nicht bereit, abzuwinken. Im Gegenteil – ich finde es spannend und bin mittendrin.

Es gibt Fotografen, die jede Form von KI strikt ablehnen. Sie nennen sich Puristen und sprechen gerne von „Out of Cam“. Ich lese solche Aussagen mit einem gewissen Kopfschütteln. Denn was viele nicht bedenken: Die Kamera selbst ist längst ein hochkomplexes System. Software greift tief in die Bildentstehung ein, noch bevor das Foto überhaupt gespeichert wird. Selbst RAW-Dateien sind nicht frei von Verarbeitung. Wer „Out of Cam“ sagt, meint in Wahrheit: „Verarbeitet von einer Software, die ich nicht verstehe, aber akzeptiere, weil sie im Gerät steckt.“ Das ist keine Reinheit. Das ist Bequemlichkeit, die sich als Prinzip verkleidet.

Eine kleine Anekdote dazu: Eine Bekannte schickte mir kürzlich ein Smartphonefoto vom Mond mit drei hellen Planeten in der Nähe. Ein beeindruckendes Bild. Ich bat sie, etwas zu zoomen und ein zweites Foto zu machen. Dann erklärte ich ihr, dass die klaren Strukturen auf dem Mond so nicht der Realität entsprechen. Sie schaute aus dem Fenster und sagte: „Stimmt.“

In letzter Zeit sieht man auch massenhaft Nordlichtfotos in sozialen Netzwerken. Farben, die spektakulär wirken, fast unwirklich schön. Dank integrierter Technik wissen

moderne Geräte genau, wie ein Nordlicht „aussehen soll“. Die Realität wird ergänzt – manchmal übertroffen.

Und irgendwo dazwischen stellt sich eine Frage: Was ist noch gesehen – und was ist bereits erzeugt?

Vielleicht ist genau das der Grund, warum Fotos heute nicht mehr die gleiche Wirkung haben wie früher. Nicht, weil sie schlechter geworden sind, sondern weil wir uns verändert haben.

Wir sehen zu viel, zu schnell, zu oberflächlich. Und vielleicht haben wir dabei ein wenig verlernt, wirklich hinzusehen.

TEIL IV – FILM - Das Handwerk

Kapitel 12 – Warum Film so stark ist

Nun komme ich zu einem Abschnitt in meinem Buch, der für mich von großer Wichtigkeit ist und, so hoffe ich, leichter verstehen lässt, was mich antreibt. Es handelt sich dabei aber auch um einen wesentlichen Hauptfaktor in meinem Leben, der dafür verantwortlich ist, dass ich sagen kann: „Ich bin glücklich!“

Betrachte bitte die nächsten Zeilen als Vorwort. Dann gehe ich auf einige Aspekte näher ein, die mir sehr am Herzen liegen.

Zeit – das Geheimnis, das nur Film besitzt

Ein Foto friert einen Moment ein. Das ist seine Stärke, keine Frage. Aber Film macht etwas, das kein Foto kann: Er gibt dem Moment seine Dauer zurück. Wenn ich eine Welle filme, die an die Felsen vor Dénia schlägt, nein, donnert, dann sehe ich nicht nur die Welle – ich höre sie, ich spüre den Rhythmus, ich warte auf die nächste. Ein Foto zeigt mir die Gischt. Film zeigt mir das Meer.

Bewegung erzählt, was kein Standbild verraten kann

Ein Fischer am Hafen. Als Foto: ein Mann, ein Boot, ein Netz. Als Film: Ich sehe, wie seine Hände arbeiten. Routiniert, ohne hinzuschauen. Jahrzehnte stecken in diesen Bewegungen. Das erzählt mir mehr über diesen Menschen als jedes gestellte Porträt. Film enthüllt die kleinen Wahrheiten – ein Zögern, ein Lächeln, das jemand

unterdrückt, ein Blick zur Seite. Diese Dinge passieren zwischen den Momenten, und genau da lebt Film.

Die Dramaturgie des Alltäglichen

Fotografie zeigt Zustände. Film zeigt Abläufe. Und in Abläufen steckt automatisch Dramaturgie. Wenn ich eine Dokumentation über einen Ort drehe, dann erzähle ich eine Geschichte – auch wenn scheinbar nichts Spektakuläres passiert. Der Morgen bricht an, ein Markt baut sich auf, Menschen kommen, reden, gehen. Das klingt banal. Aber wenn ich das richtig schneide, mit dem richtigen Rhythmus, der richtigen Musik, dann spürt der Zuschauer: Da ist etwas. Da ist Leben. Und genau das ist es, was mich festhält.

Film fordert mich als Ganzes

Ein gutes Foto zu machen – das ist eine Sache von Sekundenbruchteilen. Auge, Gefühl, Auslöser. Film verlangt alles. Planung, Drehbuch im Kopf, Kameraführung, Ton, Schnitt, Farbkorrektur, Musik, Text, Timing. Jedes einzelne Gewerk für sich ist schon eine Disziplin. Und ich mache das alles allein. Nicht weil ich muss, sondern weil ich will. Weil genau dieser Prozess – ein Projekt von der ersten Idee bis zum letzten Export durchzuziehen – mich antreibt. Film ist kein Medium für Bequeme.

Das Eintauchen – oder warum Zuschauer vergessen, dass sie zuschauen

Ein gutes Foto bewundert man. Einen guten Film erlebt man. Man ist drin. Man vergisst die Kamera, den Schnitt, die Technik. Man ist für einen Moment an einem anderen Ort. Das ist für mich die eigentliche Kraft des Films: Er kann Menschen mitnehmen. Nicht nur zeigen, wo ich war – sondern sie spüren lassen, wie es war, dort zu sein.

Fotografie ist der Moment. Film ist die Reise.

Ich liebe Fotografie, das habe ich schon zum Ausdruck gebracht. Aber wenn ich ehrlich bin: Ein einzelnes Bild ist wie ein Akkord. Schön, klar, manchmal sogar perfekt. Film ist die ganze Melodie. Mit Höhen und Tiefen, mit Pausen und Spannungsbögen. Und ich bin nun mal jemand, der lieber die ganze Melodie hört.

Film verrät die Tendenz, die Realität hat es schwer sich zu verstecken.

Eine Fotografie lässt viel Raum für Interpretation. Die eigene Fantasie lässt sich in das Bild transportieren, weil Gedanken frei sind. Der Film ist härter dran an der Realität. Eine kleine Änderung in der Mimik, eine Augenbewegung, eine minimale Gestik verrät was geschieht, wie die Empfindung ist, was ein Mensch denkt. Der Raum für die Interpretation verengt sich, die Tendenz wird sichtbar. Ich bin Realist, das war schon klar, als ich damals in Öl gemalt habe. Und das setzt sich im Film fort.

Die Vergänglichkeit einfangen

Es klingt vielleicht pathetisch, aber Film konserviert etwas, das sonst unwiederbringlich verloren geht. Die Art, wie ein altes Ehepaar über den Markt schlendert. Das Licht einer bestimmten Stunde über dem Montgó. Der Klang einer Fiesta, die nächstes Jahr vielleicht anders gefeiert wird. Mein Vater hat in den Sechzigern mit seiner Canon 8mm gefilmt. Stumm, wacklig, körnig. Und trotzdem: Wenn ich diese Aufnahmen heute sehe, bin ich sofort wieder dort. Das kann kein Fotoalbum.

Kapitel 13 – Ton – die unterschätzte zweite Ebene

Ich sage es ganz offen: Der Ton macht fünfzig Prozent eines Films aus. Mindestens. Wenn ich durch die Berge der Costa Blanca wandere und nichts zu hören ist außer Wind und Zikaden, dann transportiert das eine Stimmung, die kein Bild allein schaffen kann. Und wenn ich Musik darunterlege – meine eigene Musik –, dann entsteht etwas, das größer ist als die Summe seiner Teile. Ein Foto ist stumm. Film atmet.

O-Ton – das ehrlichste Element im Film

Wenn ich an einem Drehort stehe, passiert etwas Seltsames: Ich höre bewusster als ich sehe. Das klingt merkwürdig für einen Filmemacher, aber es stimmt. Bevor ich die Kamera überhaupt einschalte, höre ich hin. Was bietet mir dieser Ort? Welche Geräusche gehören hierher, und nur hierher?

O-Ton – also Originalton, der Klang des Ortes selbst – ist für mich das ehrlichste Element im Film. Man kann ein Bild inszenieren, man kann Farben korrigieren, man kann mit dem Schnitt tricksen. Aber ein Geräusch lügt nicht. Das Knarzen eines alten Fischerboots am Steg, das Klappern von Geschirr in einer Bar am Hafen, das Kreischen der Möwen über dem Fischmarkt in Dénia – das sind keine Kulissen, das ist echt. Und der Zuschauer spürt das, auch wenn er es nicht bewusst wahrnimmt.

Worauf achte ich? Auf alles. Auf den Wind, der ins Mikrofon bläst und eine Aufnahme ruinieren kann. Auf den Motorroller, der im falschen Moment um die Ecke kommt. Aber auch auf die Dinge, die man erst hört, wenn man stillsteht und wartet. Das leise Plätschern an einem

Hafenbecken. Das Summen der Zikaden in den Bergen, das im August so laut wird, dass man sein eigenes Wort kaum versteht. Den Widerhall von Schritten in einer leeren Gasse. Solche Töne sammle ich wie andere Leute Briefmarken. Nicht weil ich sie alle brauche, sondern weil ich weiß: Im Schnitt wird mir irgendwann genau dieses eine Geräusch fehlen, und dann bin ich froh, dass ich es habe.

Der O-Ton macht einen Ort real. Ohne ihn ist ein Bild nur eine Postkarte. Nun gibt es aber auch die Situationen, die besonders Dokumentarfilmer gut kennen, denn sie arbeiten nicht an einem durch und durch vorgeplanten Filmset. Ton kann einem auch missraten, ohne dass man Einfluss nehmen kann. Ich habe auch schon mal vergessen, das Mikrofon einzuschalten.

Bislang halfen mir in solchen Fällen gute Sound-Datenbanken. Aber auch hier sei erwähnt, dass die KI ein Segen sein kann, wenn es darum geht, einen guten Ton in die Spur zu bringen. Ich nutze ein Feature eines führenden KI-Anbieters für Sprache, der zusätzlich einen KI-basierten Sound-Generator anbietet. Dort kann ich mittels eines Prompts beschreiben, welchen Ton ich benötige. Und das funktioniert sehr gut. Wenn ich beispielsweise einen Diesel-LKW brauche, der durch ein mit Wasser gefülltes Schlagloch fährt, dann bekomme ich diesen Sound.

Ich habe ein neues Mikrofon, eines dass es bisher noch nicht gab, und ich freue mich darauf, es im nächsten Projekt einzusetzen. Es ist mit dem Einschalten der Kamera aktiv, und belegt vier Tonkanäle. Ein Kanal in 32-Bit-Float. Das bedeutet, dass kein Ton mehr verloren geht. Und auch nichts zerstört wird, weil die Geräusche zu leise oder viel zu laut waren. Und auf Knopfdruck hört das neue Kameraohr

verstärkt in die Richtung, die mir wichtig erscheint.

Musik – die unsichtbare Hand, die den Zuschauer führt

Musik im Film ist Macht. Das sage ich ganz bewusst so. Musik entscheidet, ob eine Szene den Zuschauer berührt oder kaltlässt. Sie kann eine ruhige Landschaftsaufnahme in etwas Erhabenes verwandeln – oder in etwas Bedrohliches. Dieselbe Einstellung, derselbe Schnitt, andere Musik: komplett andere Wirkung. Wer das einmal verstanden hat, geht mit Musik nie wieder leichtfertig um.

Ich mache meine Musik selbst. Das ist keine Eitelkeit, sondern Konsequenz. Wenn ich ein Projekt von der ersten Idee bis zum fertigen Film allein durchziehe, dann gehört die Musik dazu. Sie muss aus demselben Kopf kommen wie die Bilder, sonst stimmt die Temperatur nicht. Ich weiß, was eine Szene braucht, weil ich sie gedreht habe, weil ich dort war, weil ich den Moment kenne. Kein Musikarchiv der Welt liefert mir das so passgenau.

Instrumentale Musik und Musik mit Gesang – das sind zwei völlig verschiedene Werkzeuge. Instrumentalmusik öffnet Räume. Sie legt sich unter die Bilder, ohne zu konkurrieren. Sie erzählt nicht, sie untermalt. Sie gibt dem Zuschauer die Freiheit, eigene Gefühle auf die Szene zu projizieren. Ein Klavier, eine Gitarre, ein Synthesizer-Pad – das lenkt nicht ab, das trägt.

Gesungene Musik hingegen macht etwas anderes: Sie fordert Aufmerksamkeit. Ein Text, eine Stimme, eine Aussage – das zieht den Zuschauer sofort auf eine andere Ebene. Er hört nicht nur Klang, er hört Worte, und Worte erzeugen eigene Bilder im Kopf. Das kann großartig sein, wenn es passt – etwa als Abschluss einer Doku, wo der Song noch einmal zusammenfasst, was der Film erzählt hat, nur

eben verdichtet und emotional. Oder als Einschub, indem ein Song erzählt, was sonst der Kommentar sagen würde. Aber es kann auch stören, wenn Bild und Text in verschiedene Richtungen ziehen. Dann kämpfen zwei Erzähler gegeneinander, und der Zuschauer weiß nicht mehr, wem er zuhören soll.

Die Kunst liegt im Wissen, wann was dran ist. Und dieses Wissen kommt nicht aus Lehrbüchern, das kommt aus Erfahrung. Aus hunderten von Stunden im Schnittraum, in denen man ausprobiert, verwirft, neu anfängt und irgendwann merkt: Ja, jetzt stimmt es.

Kommentar – die persönlichste Ebene

Mir wurde schon oft gesagt, dass ich eine gute Stimme habe. Dass meine Kommentare angenehm klingen und dass die Leute sie mögen. Ich nehme das dankbar an, aber ich mache mir nichts vor: Eine angenehme Stimme allein reicht nicht. Entscheidend ist, was man sagt – und vor allem, was man nicht sagt.

Kommentar im Film ist eine heikle Sache. Zu viel davon, und der Zuschauer fühlt sich bevormundet. Man erklärt ihm die Bilder, die er doch selbst sehen kann. Man nimmt ihm die eigene Wahrnehmung weg. Zu wenig, und er verliert den Faden, fragt sich, wo er ist und warum er sich das anschaut. Die Balance dazwischen – das ist die eigentliche Kunst.

Wehmütig denke ich zurück an Ernst Huberty. Er war Fußballkommentator. Huberty wusste und respektierte, dass ich sehen und hören konnte, was passiert. Es handelte sich schließlich um Fernsehen mit Originalton. Er kommentierte spärlich. Aber immer, wenn er etwas sagte, hatte ich das Gefühl, mir das eigentlich in ein Notizbuch schreiben zu müssen. Für später. „Schnellinger.

Ausgerechnet Schnellinger!“

Ich sehe den Kommentar als Begleiter, nicht als Führer. Ich sage dem Zuschauer nicht: Schau, wie schön das ist. Das wäre herablassend. Ich erzähle ihm lieber etwas, das er nicht sehen kann. Eine Geschichte zu dem Ort, eine Beobachtung, die über das Bild hinausgeht, manchmal auch einfach einen Gedanken, den ich hatte, während ich dort stand. Persönlich, aber nie privat. Informativ, aber nie belehrend.

In meiner letzten Dokumentation, „Nordjylland“, bin ich diesen Weg noch bewusster gegangen. Ich habe den Kommentar spürbar zurückgenommen. Nicht aus Faulheit, sondern aus Respekt – vor den Bildern, vor der Musik, und vor dem Zuschauer. Dänemark, Nordjütland, diese weite, stille Landschaft, der Himmel, das Licht – das braucht Raum. Wenn ich da alle dreißig Sekunden meinen Senf dazugebe, zerstöre ich genau die Atmosphäre, die ich einfangen wollte. Also habe ich Pausen gelassen. Habe die Bilder atmen lassen, die Musik wirken lassen, den O-Ton seine Geschichte erzählen lassen. Und das Feedback hat mir gezeigt: Es funktioniert. Die Leute haben genau das gespürt, was ich wollte.

Weniger Kommentar heißt nicht weniger Arbeit. Im Gegenteil. Jedes Wort wiegt schwerer, wenn weniger Worte da sind. Man muss genauer überlegen: Braucht die Szene meine Stimme, oder ist sie ohne mich stärker? Das ist eine ehrliche Frage, und die Antwort fällt manchmal unbequem aus.

Die Vernachlässigung des Tons – ein Zeichen unserer Zeit

Es ärgert mich. Wirklich. Ich sehe heute Filme – auf YouTube, in sozialen Medien, manchmal sogar im Fernsehen –, bei denen der Ton offensichtlich ein Nachgedanke war. Das Bild in 4K, die Farben perfekt gegradet, und dann: ein Kommentar, der klingt, als hätte ihn jemand im Badezimmer mit dem Handymikrofon aufgenommen. Oder Musik, die so laut über den O-Ton geknallt wird, dass man den Ort gar nicht mehr hören kann. Oder – und das ist fast das Schlimmste – gar kein O-Ton. Stille unter den Bildern, weil sich niemand die Mühe gemacht hat, vernünftig aufzunehmen.

Woran liegt das? Ich glaube, es liegt daran, dass wir in einer visuellen Kultur leben. Alles dreht sich ums Bild. Die neue Kamera, das neue Objektiv, der neue Gimbal, die neue KI, die Farben korrigiert. Über Mikrofone redet keiner. Über Tonbearbeitung redet keiner. Das ist nicht glamourös genug. Dabei weiß jeder, der mal einen Film mit schlechtem Ton gesehen hat: Man hält es keine fünf Minuten aus. Schlechtes Bild verzeiht man eher als schlechten Ton.

Ton ist das Fundament, auf dem alles andere steht. Man sieht es nicht, man bemerkt es nicht, solange es stimmt. Aber sobald es fehlt oder schlecht ist, bricht alles zusammen. Das ist wie bei einem Haus: Niemand bewundert das Fundament, aber ohne Fundament steht kein Haus.

Ich investiere Zeit in meinen Ton. Viel Zeit. In die Aufnahme, in die Nachbearbeitung, in die Mischung. Und ich bin überzeugt: Genau das ist einer der Gründe, warum meine Filme heute besser funktionieren. Früher war das in meinen Filmen weniger gut als heute, was teilweise auch an der

Technik gelegen hat.

Bild, O-Ton, Musik und Kommentar müssen sich harmonisch vertragen. Wie ein Orchester. Wenn eine Stimme schief spielt, hört man es sofort. Wenn alle zusammenpassen, entsteht etwas, das man nur schwer in Worte fassen kann. Man ist einfach drin. Man vergisst die Technik. Man ist am Ort.

Und genau da liegt die Kraft des Films.



Foto: Schlusskommentar im Video Dénia 3.0

Kapitel 14 – Wo sind die Filmemacher? Eine Beobachtung über YouTube

Ich verdanke YouTube viel. Das sage ich ohne jede Ironie. Als ich 2014 nach einer längeren Pause wieder angefangen habe, mit der Videokamera zu arbeiten, war YouTube mein Lehrmeister. Nicht für den Film selbst – dazu gleich mehr – sondern für die Fotografie. Ich wollte damals Storyboards erstellen, brauchte also ein Auge fürs Bild, für Komposition, für Licht. Und ich fand, was ich suchte. Stefan Wiesner, der einem beibringt, Landschaft zu lesen. Pavel Kaplun mit seiner Mischung aus Technik und künstlerischer Vision. Krolop & Gerst, die Porträt- und Lichtarbeit auf ein Niveau heben, das man sonst nur in Workshops für viel Geld bekommt. Das alles frei zugänglich, großzügig geteilt, handwerklich hervorragend präsentiert.

Meine Fotografie ist in diesen Jahren ziemlich professionell geworden. Professionell genug, dass sich meine Bilder unter Creative Commons verbreitet haben, professionell genug für Stockagenturen. Das wäre ohne diese Tutorials nicht in dieser Geschwindigkeit passiert. Ich bin Autodidakt, ich war es schon immer, aber auch ein Autodidakt braucht manchmal jemanden, der ihm zeigt, wo er hinschauen soll.

Und dann kommt der Punkt, an dem ich stutze.

Wenn ich auf YouTube nach Filmemachen suche – und ich meine nicht Kameratests, nicht Gimbal-Vergleiche, nicht „Zehn Tipps für cineastisches Video“ –, sondern nach dem eigentlichen Handwerk, nach dem, was einen Film zu einem Film macht, dann wird es still. Sehr still.

Es gibt hervorragende Tutorials für Schnittsoftware. DaVinci Resolve, Premiere, Final Cut – man kann lernen, wie man

schneidet, wie man Color Grading macht, wie man Ton abmischt. Das ist alles wertvoll, keine Frage. Aber das ist Werkzeugkunde. Das ist, als würde man einem angehenden Schriftsteller beibringen, wie die Textverarbeitung funktioniert. Wichtig, ja. Aber es hat mit dem Schreiben selbst herzlich wenig zu tun.

Wo sind die Leute, die zeigen, wie man eine Dokumentation aufbaut? Wie man einen Spannungsbogen über dreißig Minuten hält? Wie man Bilder so anordnet, dass sie eine Geschichte erzählen, ohne dass ein einziges Wort fallen muss? Wie man O-Ton als dramaturgisches Element einsetzt? Wie man den Mut aufbringt, eine Szene lang stehen zu lassen, obwohl die innere Stimme sagt: Schneller, kürzer, die Leute springen sonst ab?

Sie sind nicht da. Jedenfalls nicht auf YouTube. Und ich habe mich gefragt: Warum?

Fotografie lässt sich zeigen. Filmemachen nicht.

Meine erste Vermutung ist simpel, aber ich glaube, sie trifft einen Kern. Ein Fotografie-Tutorial hat es strukturell leicht. Man hat ein Vorher und ein Nachher. Man zeigt Einstellungen, drückt den Auslöser, zeigt das Ergebnis. Das passt in zehn Minuten, der Zuschauer sieht sofort, was gemeint ist, und nimmt etwas Konkretes mit. Das Format ist dankbar.

Filmemachen ist das Gegenteil. Wie erklärt man Rhythmus? Wie zeigt man, warum ein Schnitt an genau dieser Stelle sitzt und nicht eine halbe Sekunde später? Wie macht man sichtbar, dass die Entscheidung, eine bestimmte Einstellung zu wählen, nicht aus technischem Kalkül kam, sondern aus einem Gefühl, das man in dem Moment hatte? Das lässt sich nicht in ein Tutorial packen, jedenfalls nicht in eines,

das auf YouTube funktioniert. Es ist zu komplex, zu subjektiv, zu prozesshaft. Es fehlt die schnelle Belohnung.

Der wahre Profi hat keine Zeit – und keinen Grund

Dann ist da die nüchterne Seite. Filmemacher, die auf hohem Niveau arbeiten – ich spreche von Dokumentarfilmern, Regisseuren, Kameralenten, die ihr Handwerk wirklich beherrschen –, die haben schlicht keine Zeit für YouTube. Ein Dokumentarfilm bindet Monate, manchmal Jahre. Von der Recherche über den Dreh bis zur Postproduktion. Das ist ein Vollzeitjob, und zwar einer, der nicht nebenherläuft. Ein Fotograf kann ein Tutorial an einem Nachmittag drehen. Ein Filmemacher müsste seinen eigenen Arbeitsprozess über Wochen dokumentieren, und wer soll das schneiden? Er selbst? Neben dem eigentlichen Projekt?

Hinzu kommt: Wozu? Ein erfolgreicher Fotograf auf YouTube baut sich eine Marke auf. Er verkauft Presets, Workshops, Bücher, Affiliate-Links zu Kameraausrüstung. Das Geschäftsmodell ist klar. Ein Filmemacher, der sein Wissen teilt, gewinnt damit was genau? Einen Bruchteil der Klicks, weil das Thema zu speziell ist. Keine Sponsorenverträge mit Kameraherstellern, weil er nicht das neueste Modell auspackt. Keine schnell wachsende Community, weil die Leute, die sich für echtes Filmhandwerk interessieren, eine winzige Nische sind.

Filmemachen ist einsam – und die Einsamen teilen ungern

Es gibt noch etwas, und das ist vielleicht der interessanteste Punkt. Fotografie hat eine große, gesellige Community. Man trifft sich, man zeigt sich gegenseitig Bilder, man diskutiert über Objektive und Bearbeitungsstile. Das überträgt sich auf YouTube. Dort entsteht ein Gespräch, ein

Austausch, ein Wir-Gefühl.

Filmmachen – zumindest auf dem Niveau, das mich interessiert – ist einsamer. Nicht im negativen Sinne, aber in der Natur der Sache. Ein Dokumentarfilmer verbringt Stunden allein an Drehorten, Tage allein im Schnittraum, Wochen allein mit der Frage, ob das, was er da zusammenbaut, funktioniert. Dieses Alleinsein formt einen bestimmten Typ Mensch. Einen, der seine Methoden nicht unbedingt ausbreiten will. Nicht aus Geheimniskrämerei, sondern weil er weiß, dass sich das, was er tut, nicht wirklich lehren lässt. Man kann Technik lehren. Man kann Handwerk lehren. Aber den Blick, das Gespür, die Geduld – das kommt nur durch eines: Es selbst tun. Immer wieder. Über Jahre.

Und vielleicht ist genau das die Antwort

Vielleicht meidet der wahre Profi solche Plattformen nicht bewusst. Vielleicht passt er einfach nicht hinein. YouTube belohnt Regelmäßigkeit, kurze Formate, klare Ergebnisse, schnelle Tipps. Filmmachen ist das Gegenteil von all dem. Es ist langsam, es ist unvorhersehbar, es liefert keine schnellen Ergebnisse. Es ist ein Prozess, kein Produkt. Und Prozesse lassen sich schlecht in Thumbnails verpacken.

Ich habe das meiste, was ich über Film weiß, nicht aus Tutorials gelernt. Ich habe es gelernt, indem ich es gemacht habe. Indem ich hunderte Stunden Material gedreht habe und im Schnitt gemerkt habe, was funktioniert und was nicht. Indem ich Fehler gemacht habe, die mich Tage gekostet haben. Indem ich Filme gesehen habe – nicht YouTube-Videos, sondern echte Filme, Dokumentationen –, und mich gefragt habe: Was machen die da? Warum berührt mich das? Wie haben die das gebaut?

Vielleicht ist Filmemachen das letzte Handwerk, das man nur am Objekt lernen kann. Wie Segeln. Man kann tausend Bücher darüber lesen, aber wenn man zum ersten Mal auf dem Meer versucht Kurs zu halten und der Wind dreht, nützt einem das alles nichts. Man muss es selbst spüren. Ein leichtes Flattern des Segels im Top zu erkennen, das zu optimieren, um dann festzustellen, dass das Boot dadurch Fahrt gewinnt, lehrt nur, wenn man den Fehler selbst erkannt hat.

Und genau deshalb steht auf YouTube niemand, der mir erklärt, wie ich einen Film mache. Weil derjenige, der es könnte, gerade draußen ist und seinen eigenen dreht.

TEIL V – WENN BILDER ZU MUSIK WERDEN

Kapitel 15 – Wenn Landschaft zu Musik wird

Musik im Kopf hat bei mir bereits eine Rolle gespielt, als ich vor Jahrzehnten anfang zu filmen, das erwähnte ich bereits und das hat sich auch nicht geändert. Nur die Art und Weise, wie diese geistige musikalische Untermalung heute den Weg in die Tonspur meines Filmes findet, hat sich verändert. Viele meiner Leser werden mit dem Genre verbunden sein oder sich dafür interessieren. Deshalb erzähle ich von diesem Punkt ausführlicher, am besten anhand eines Beispiels. Nicht ganz, ohne etwas zu schwärmen.

Es ist Anfang November in Norden Dänemarks, in Nordjylland. Das Ferienhaus in Løkken liegt nur 200 Meter vom Meer entfernt. Ich wache auf, noch bevor der Wecker klingelt. Fünf Uhr morgens. Als Erstes ein Blick aus dem Fenster. Das Licht einer Straßenlaterne scheint weich im Dunst. Drumherum liegt die Dunkelheit wie ein schwerer Vorhang über der Landschaft. Minus fünf Grad. Kein klarer Plan für diesen Tag. Das Wetter ist unberechenbar hier oben, und genau das macht es so interessant.

Ich muss schmunzeln, denn das da draußen ist eigentlich kein Wetter, bei dem sich die meisten Menschen der Idee hingeben, ihre Kamera zu schnappen. Bei mir ist das anders. Ich will raus. Dafür bin ich hier.

Ich überprüfe meine Technik, fast routiniert.

Akkus, Gimbal, Drohne, Objektive, Licht, Proviant, Wasser.

Dann ziehe ich mich an, Schicht für Schicht. Schneefeste Hose. Hohe Trekking-Schuhe. Dünne Handschuhe – ich muss die Kamera fühlen können. Unter der Jacke ein schwerer, gestrickter Pullover aus irischer Wolle, der immer noch nach Schaf riecht, obwohl ich ihn schon ein Jahr besitze. Einer von der Sorte, die nicht nur Wärme geben, sondern auch ein Gefühl von Verlässlichkeit.

Als ich das Equipment ins Auto lade, hat die blaue Stunde begonnen. Ich fahre los, nur wenige Meter, die Landschaft öffnet sich und ich halte an. Keine Minute bin ich gefahren. Es ist etwas passiert, womit ich nicht gerechnet habe.

Vor mir die Felder und ein landwirtschaftlicher Weg, der entlang einer Baumreihe verschwindet, wie durch einen Schleier. Nebel liegt über allem. Die Sicht reicht vielleicht ein paar hundert Meter. Der Boden ist weiß, vollständig überzogen, aber nicht von Schnee. Es ist Raureif. Dick, deckend, fast unwirklich.

Das ist mein Wetter! So habe ich mir das vorgestellt, vielleicht sogar erträumt. Schon klickt es, als der Camcorder in der Stativplatte einrastet. Der erste Shot des Tages, ein Schwenk über die nebelige Szenerie in der Dämmerung.

Ich fahre weiter, langsam, aufmerksam. Felder tauchen auf und verschwinden wieder. Landhäuser, Bauernhöfe, Bäume – alles eingebettet in diesen milchigen Dunst. Die Sonne kündigt sich irgendwo an, zeigt sich aber nur als verschwommene helle Scheibe ohne Konturen hinter dem Nebel.

Ich beschließe, mich dieser Stimmung vollständig hinzugeben, solange sie da ist. Hoffentlich bleibt mir dieses Geschenk noch eine Weile erhalten – fast wie ein kleines Gebet. Wie könnte nun mein Plan aussehen? Was ist

angesichts der Vergänglichkeit dieser speziellen Stimmung die beste Idee? Ich bin jemand, der sich schnell entscheiden kann, so auch jetzt.

Mein Ziel steht fest: Thorup Strand. Dort, wo die Fischer mit dem Landungsplatz auf dem Strand um den Erhalt ihrer Fischereitradition kämpfen. Siebzig Kilometer durch eine Landschaft, die heute nicht zeigt, was sie ist, sondern nur erahnen lässt, was sie sein könnte. Von Løkken aus fahre ich Richtung Südwesten, durch das Hinterland der Jammerbucht.

Es ist, als würde ich durch ein Gemälde fahren.

Bäume und Zäune sind überzogen von Raureif, jede Linie weichgezeichnet. An den Nadelgehölzen hängen gefrorene Tropfen. Wenn ich aussteige, knirscht der Boden unter meinen Schuhen. Ein trockenes, klares Geräusch, das die Stille noch verstärkt.

Reetgedeckte Häuser tauchen aus dem Nebel auf und verschwinden wieder. Waldstücke wirken wie Bühnenbilder. Rinder stehen reglos im Dunst. Pferde bewegen sich langsam, fast lautlos, als gehörten sie nicht ganz in diese Welt.

Und irgendwo in mir läuft bereits die Musik. Ein besonderes Stück, ausnahmsweise dieses Mal ein fertiges. Ich habe es sogar dabei und soeben im Auto gehört. Das Lied hat einen Text und ist genial gesungen. Es ist nicht wie sonst ein Soundteppich, nein, es ist ein Ohrwurm, der mich glücklich macht, während mein Blick über die Landschaft zieht.

„Dette er Hygge.“ Ein dänischer Text. Übersetzt heißt das „Das ist Hygge“ und beschreibt das Lebensgefühl vieler Dänen. Ich habe diesen Song, der mir vor der Reise

eingefallen ist, im Gepäck dabei. Er passt so gut, als wäre er hier und heute entstanden. Er ist mir vor Wochen aus dem Kopf geflossen und zu einem Lied geworden, als ich mir in Spanien vorgestellt habe, wie diese Landschaft hier im Norden im November aussehen könnte.

Und genau dieses Wunschbild habe ich jetzt ganz real vor meinen Augen. Ich greife jeweils die Kamera, die gerade optimal zur Szene passt, vor der ich jeweils stehe, ohne dass ich umständlich ein Objektiv wechseln muss. Ich bin so ausgestattet, dass alles schnell geht, wenn es schnell gehen muss. Und der Song ist da, als würde die Landschaft selbst ihn spielen.

Gegen elf Uhr erreiche ich Thorup Strand.

Der Strand an der Jammerbucht wirkt wie ein Märchen. Die Fischerboote liegen im Nebel auf dem Sand, als hätte man sie dort vergessen. Das Meer ist kaum zu sehen, nur zu erahnen. Es ist still. Ungewöhnlich still. Man könnte einem Sandkorn beim Fallen zuhören. Kein Mensch ist da. Keine Fischer, keine Stimmen, keine Bewegung.

Ich frage mich unwillkürlich: Wo sind sie alle? Oder ist das genau ein Zeitpunkt, an dem die Welt innehält? Vielleicht, so denke ich, ist das genauso ein Moment, in dem Dänen in ihrer warmen Stube sitzen, eine Tasse Kaffee und ein Stück Plunder mit Apfelfüllung vor sich auf dem Tisch. Diese Zeit, wo sie durch das Fenster nach draußen in den Nebel schauen und sich einfach nur „Hygge“ fühlen.

Ich atme tief durch. Was für ein Morgen und der Song in meinem Kopf singt wie eine Zustimmung „Dette er Hygge.“

Kapitel 16 – Wie kommt Musik unter den Film?

Gönnt mir zunächst einen Ausflug in die Geschichte. Wie ist früher die Musik unter meine Videos gekommen? In Berlin-Spandau habe ich den Plattenladen durchwühlt, diverses Vinyl gekauft und unter meine Filme geschnitten, wie es mir gefiel. Die Videos gab ich nur in kleinen Stückzahlen im Kollegenkreis weiter, aber dennoch war das nicht so ganz legal. Eigentlich war das ganz und gar nicht legal. Ich schreibe das hier nur locker schmunzelnd, weil es längst verjährt ist.

Damals hatte ich Kontakt zu einem TV-Profi, von dem ich erfuhr, wie man das besser und legal machen kann. Kurz darauf traf ein großes Paket mit hunderten CDs bei mir ein, auf denen eigens für Film- und TV komponierte Musik in allen Längenformaten und Variationen bereitstand. Je nach Gebrauch zahlte ich dann Lizenzgebühren für die Nutzung.

Obwohl ich schon immer Musikideen beim Filmen im Kopf hatte, galt auch für mich der gängige Ablauf. Erst das Bildmaterial einsammeln, am Schnittplatz die passende Musik suchen und Szenen und Musik zusammenzubringen. Schon damals gelang es mir oft präzise auf den Takt zu schneiden.

Mit meinen Maschinen an meinem Schnittplatz in Berlin gelang das sogar „frame-genau“. Von zwei S-VHS-Playern zugespielt habe ich mit Timecode auf M2-Metallband geschnitten. Oh, wenn ich daran denke, werde ich ganz wehmütig und auch etwas verschämt meiner Familie gegenüber, denn jeder Player hatte Anfang der 1990er gut 15.000 DM und der M2-Schnittrekorder 35.000 Deutsche Mark gekostet.

Von dem übrigen Equipment wie Schnittcomputer und dem gigantisch aufgerüsteten Amiga-2000-Computer ganz zu schweigen. Ach quatsch, warum schweigen? Nachdem ich in Frankfurt am Main auf einer Fachmesse war, berechnete sich der Preis meines Commodore Amiga-2000 auf 42.000 DM. Unter anderem konnte er Animationen durch Einzelbild-Ansteuerung auf das Videoband bringen. Es gab doch vom Finanzamt die Investitionszulage.



Ich erzähle das, um zu zeigen, wie aufwändig es damals war, fertige Videos wie aus einem Guss wirken zu lassen. Heute schüttelt man vielleicht den Kopf darüber, wie schwierig und kostenintensiv es war, gute Videos zu erstellen.

Heute ist es beinahe ein Kinderspiel, Videos im digitalen Zeitalter auf den Punkt zu schneiden. Und Musik ist im Überfluss verfügbar. Online-Musik-Bibliotheken bieten per Abonnement Zugriff auf wunderbare Musik aller Genres. Schnell ist hochwertiger und passender Sound gefunden.

Auch die großen Plattformen im Social-Media-Bereich liefern Musik zur Untermalung. Mich können diese Angebote aber nicht überzeugen. Einerseits ist die Musikqualität für meinen Anspruch zu dürftig und zweitens ist die Sicherheit bezüglich der Lizenzrechte nicht immer eindeutig. Durch Unachtsamkeit ist da schon so mancher Nutzer in eine teure Falle getappt.

Vor allem aber bin ich sehr wählerisch. Die meisten Content-Creator, wie sich viele nennen, unterschätzen die Wichtigkeit von gutem Ton. Profis wissen, welche enorme Bedeutung der Ton in Filmen hat und achten mindestens im gleichen Maße darauf, wie auf gutes Bild.

Aber auch das ist, wie vieles im Leben, eine Frage des Geldes. Wenn der WDR zum Beispiel sein superteures Rundfunkorchester darauf ansetzt, die Musik für eine Norwegen-Landschaft-Dokumentation nicht nur komponieren, sondern auch genau nach Vorlage virtuos auf den Film spielen zu lassen, dann ist klar, dass ich Lichtjahre davon entfernt bin. Niemand gestattet mir, Gebühren bei den Menschen im Land abbuchen zu lassen, um derart teuren Ton zu finanzieren.

Habe ich „bin“ gesagt? Falsch – „war“ ist korrekt. Denn es gab für mich wieder einen „Urknall“. Lichtjahre wurden plötzlich zu wenigen Stunden. Und die Finanzierung ist kein Thema mehr.

Kapitel 17 – Der zweite Urknall – KI-Musik

Urknall? Komponiert Werner jetzt Musik? Musik entstand bislang, indem Menschen etwas hörten und sich Gedanken machten, wie man das Gehörte verbessern oder anders klingen lassen kann. Das nannte man dann komponieren. Als die KI die Musik entdeckte, geschah genau das Gleiche, nur in einer anderen Größenordnung. Statt sich von anderen Künstlern hier und da inspirieren zu lassen oder auch einfach nur bei ihnen zu klauen, was Menschen gerne machen, hört sich die KI einfach alles an, was es an Musik bereits gibt. Und dann stellt sie ihren Abonnenten nach deren Wünschen Musik neu zusammen. Im Grunde macht sie das, was Menschen schon immer getan haben. Beethoven konnte sogar, als sein Gehör versagte, durch seine Erinnerung an Musik Neues komponieren.

Ich komponiere nicht. Aber ich weiß, was ich will. Wie sieht es also aus, wenn bei mir ein Song entsteht?

Oft, in den meisten Fällen, ist ein instrumentaler Song oder Sound die beste Wahl. Der Ton einer Dokumentation von mir ist in der Regel eine Mischung aus Original-Ton, Musik und meinem Kommentar.

Ich betrachte die vorgeschnittenen Sequenzen in der Timeline. Meine Bildeindrücke, die Art der Motive und die Struktur der Landschaft fasse ich in einem Textprogramm zusammen. Ich beschreibe, was ich fühle und was ich sehe. Sind die Szenen fröhlich, schwungvoll oder eher mystisch? Welchen Musikstil stelle ich mir vor? Während beispielsweise in Spanien oft akustische Gitarren den Sound eines Landes wiedergeben, sind es im Norden Europas eher Geigen und Flöten. Und ich beschreibe, bei

welcher Sekunde genau ich einen bestimmten Klangwechsel brauche und wie der verlaufen soll.

Wenn ich sicher bin, den Sound für meine Szenen treffend beschrieben zu haben, gebe ich das dem KI-Chatbot mit der Bitte, mir einen detaillierten Prompt vorzuschlagen. Nach wenigen Sekunden liegt der Prompt vor. Ich prüfe und korrigiere ihn. Dann probiere ich ihn im KI-Musik-Generator aus.

In vielen Fällen sind schon die ersten Ergebnisse beeindruckend gut. Es kann aber auch sein, dass ich am Prompt etwas ändern muss, bis ich vollkommen zufrieden bin.

Sehr viel schwieriger ist es, einen qualitativ hochwertigen Song mit Text und Gesang zu schaffen, jedenfalls dann, wenn die eigenen Ansprüche sehr hoch aufgehängt sind, wie es bei mir der Fall ist.

Nehmen wir den Song „Dette er Hygge“, der für meine Nord-Jütland Dokumentation eine wichtige Rolle gespielt hat, als Beispiel. Warum klingt der so, wie er klingt?

Warum, so fragte ich mich, klingt der Song „Come on over“ von den Bee Gees von 1974 so gut? Warum geht er mir ins Ohr und will nicht wieder heraus? Ich bin nicht nur seit jungen Jahren ein Fan der Bee Gees und habe viele ihrer Platten und später CDs gekauft, sondern bin auch von ihren interessanten und teils ungewöhnlichen Songstrukturen begeistert.

Das Fachwort für das, was ich nun beschreibe, ist Inspiration, nicht kopieren und für mich inzwischen zu einem „Workflow“ geworden.

Ich seziere den Song und fange mit den Lyrics an, bis der

Aufbau komplett vor mir liegt. Verse, Refrain, Hook und Besonderheiten analysiere ich. Ich frage zusätzlich die KI nach ihrer Meinung über das Lied und seine Eigenarten. Dann zähle ich die Silben jeder Textzeile und habe nun ein gutes Bild vom Aufbau.

Die Hauptzeile, ich nenne sie mal Hook, hat vier Silben und sitzt in jedem Vers an einer anderen Stelle, mal in der zweiten und mal in der dritten Zeile. Da ich einen Song über das dänische Lebensgefühl machen will, ist diese Hauptzeile schnell gefunden. „Dette er Hygge“ hat fünf Silben, ok, das passt auch.

Ich recherchiere nun, was das dänische Lebensgefühl ausmacht, und schreibe dann ausführlich auf, was genau der Song erzählen soll. Und nun hilft mir wieder die KI, aus meinen Textfragmenten Songzeilen zu kreieren, in dänischer Sprache. Nun kommt wieder mein Part. Ich prüfe jede Zeile. Ich muss etwas tauschen. Eine neue Idee ist da. Ich baue etwas um. Ich lasse die Übersetzung prüfen, denn ich will mich nicht blamieren.

Ist der Text fertig, gilt es einen weiteren Prompt zu entwickeln. Wie soll der Song klingen? Welche Stellen sollen wie gesungen werden? Welche Instrumente kommen zum Einsatz? Wortwiederholungen, Background, Hall, das muss bedacht werden. Welche Zeilen sollen die besonderen mehrstimmigen Harmonien bekommen?

Dann wird alles getestet. Wenn etwas nicht perfekt klingt, modifiziere ich den Prompt. Und dann, vielleicht schon beim dritten Versuch oder erst beim fünfzehnten, passiert es!

Ich bekomme urplötzlich Gänsehaut am ganzen Körper.

Das bedeutet, dass ich „meinen“ Song habe. Der ist vielleicht noch nicht fertig. Ich speichere mir immer die kompletten Stems. So nennt man die einzelnen Tonspuren der verschiedenen Instrumente, Vocals und Background-Vocals, oft bis zu 10 Spuren. So kann ich meiner DAW-Musikbearbeitungs-Software noch weiter an der Perfektion feilen.

Das war im letzten Herbst. Die Arbeit an „Dette er Hygge“ hat einen ganz Tag gedauert. So schnell konnte zuvor nur selten ein Song kreiert werden. Damit keine Zweifel aufkommen. Der Song klingt nicht nach Bee Gees und eine Ähnlichkeit kommt einem eher nicht in den Sinn. Die Struktur hat mich inspiriert und zu einem sehr guten Ergebnis geführt. Damit wird auch deutlich, dass es bei mir immer weniger vorkommen wird, dass ich Musik aus Datenbanken benötige.

Somit ist in meinem Fall eine Ergänzung fällig. Statt „Foto oder Film“ heißt es für mich längst: Foto, Film und Musik.

Kapitel 18 – Meine Erfahrungen mit KI-Musik

Als ich merkte, dass Suno AI die richtige Plattform für mich ist, ging alles schnell. Ich hatte vorher Udio ausprobiert, aber Suno überzeugte mich von Anfang an. Die Ergebnisse waren beeindruckend – nicht jeder Sound war perfekt, Rockmusik hatte anfangs manchmal einen Klangteppich, der eher nach Rauschen klang als nach Absicht. Aber das besserte sich in kurzer Zeit so deutlich, dass ich irgendwann aufhörte, mich über die Qualität zu wundern, und anfang, sie als selbstverständlich zu nehmen. Was sie natürlich nicht ist.

Und dann tat ich das, was vermutlich jeder tut, der zum ersten Mal eigene Songs in den Händen hält: Ich wollte sie in die Welt bringen.

Der Ausflug in die Streamingdienste

Über Distrokid brachte ich meine Musik zu Spotify, Apple Music und den anderen großen Plattformen. Das war eine interessante Erfahrung, und ich lernte schnell dazu. Wie man Songs richtig taggt, wie Metadaten funktionieren, wie das System aufgebaut ist. Für jemanden, der aus der IT-Welt kommt, war das technisch kein Problem. Aber die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten.

Die Chance, dass eigene Songs viral gehen oder auch nur einigermaßen wahrgenommen werden, ist verschwindend gering. Das liegt nicht an der Qualität – es liegt an der schieren Masse. Täglich werden zehntausende neue Tracks hochgeladen. Ein einzelner Künstler ohne Label, ohne Marketing-Budget, ohne Playlist-Kontakte hat etwa so gute Chancen, aufzufallen wie ein bestimmtes Sandkorn an einem langen Strand. Von Monetarisierung konnte nur in

Form eines Luftschlösses gesprochen werden.

Und dann kam ein Problem hinzu, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Wenn ich meine eigenen Songs – die ich selbst geschrieben und produziert hatte – in meinen eigenen YouTube-Videos verwenden wollte, schlug jedes Mal die Urheberrechtsglocke an. Die Streamingdienste hatten die Rechte registriert, und YouTube erkannte die Musik. Konsequenzen hatte das nicht, denn ich durfte das natürlich. Aber die Monetarisierung meiner Videos wurde mir gestrichen. Wegen der Null Cent „Belohnung“ bei Spotify verlor ich die ohnehin bescheidenen Einnahmen bei YouTube.

Die Rechnung war schnell gemacht. Ich ließ den Quatsch sein und nahm alle meine Songs von den Streamingdiensten zurück.

Geblichen ist aus dieser Zeit ein Werkzeug, das ich nach wie vor nutze: Mixea, das zu Spotify gehört und ein sofortiges Musik-Mastering ermöglicht. Das funktioniert hervorragend und erspart mir den letzten aufwändigen Schritt in der Audioproduktion.

Wilmes-Audio – ein eigenes Zuhause für die Musik

Statt meine Songs bei fremden Plattformen unterzubringen, richtete ich neben meinem Dokumentarfilm-Kanal Wilmes-Doku einen zweiten YouTube-Kanal ein: Wilmes-Audio. Im Grunde ist auch das ein Videokanal, denn viele meiner Songs sind mit bewegten Bildern zu Musikvideos geworden. Einige haben nur ein Cover als Standbild – das reicht manchmal auch.

Die Aufrufzahlen sind nicht der Rede wert. Aber das ist mir ehrlich gesagt auch nicht wichtig. Es kommen gelegentlich

Kommentare, und die bereiten mir dann Freude. Was ich vor allem wollte, war ein Archiv. Ein Ort, an dem meine Musik gesammelt und zugänglich ist. Unter meiner Kontrolle, auf meinem Kanal, ohne dass mir ein Algorithmus dazwischenfunkt oder ein Streamingdienst Rechte beansprucht, die eigentlich mir gehören.

Was KI-Musik für meine Filme bedeutet

Unter dem Strich ist KI-Musik für mich eine enorme Bereicherung. Und der eigentliche Gewinn liegt nicht bei Spotify oder YouTube-Klicks – er liegt in meinen Dokumentationen.

Bislang habe ich meine Filmmusik bei Epidemic Sound gefunden. Den Account gibt es noch. Aber es zeichnet sich jetzt schon ab, dass dieser Vertrag mit dem Ende des Zahlungsjahres in diesem Herbst für mich endet. Nicht weil Epidemic Sound schlecht wäre – die Bibliothek ist wirklich gut. Aber wenn ich meine eigene Musik herstellen kann, Musik, die genau auf meine Szenen zugeschnitten ist, die aus demselben Kopf kommt wie die Bilder – warum sollte ich dann weiterhin fremde Musik lizenzieren?

Das ist der Punkt, an dem KI-Musik aufhört, ein Spielzeug zu sein, und zum ernsthaften Werkzeug wird. Nicht als Ersatz für echte Musiker, sondern als Möglichkeit für jemanden wie mich, der genau weiß, was er hören will, aber nie die Mittel hatte, es professionell umzusetzen.

Ein musikalisches Erbe – auf Umwegen

Mein Vater war Musiker. Symphonien, Kurorchester, ein Leben lang. Er versuchte, mir das Klavierspielen beizubringen. Im eigenen Wohnzimmer, mit der Geduld eines Mannes, der hoffte, in seinem Sohn einen

musikalischen Erben zu finden. Er fand ihn nicht. Irgendwann gab er auf und tolerierte, dass er mich in musikalischer Hinsicht an die Bee Gees, die Beatles und – noch schlimmer aus seiner Sicht – an die Rolling Stones verloren hatte. Satisfaction hatte ich, er nicht. Sein Akkordeon blieb liegen. Ärger hatten wir deshalb nie, aber das blanke Unverständnis konnte ich bei ihm ablesen.

Ich probierte später Keyboards, habe heute noch eines. Aber einen Weg, damit vorführbare Musik zum Erklingen zu bringen, habe ich nie gefunden. Meine Finger und die Tasten, das war keine Liebesgeschichte.

Was ich allerdings kann: eine DAW bedienen. Eine Digital Audio Workstation, also eine Musikbearbeitungssoftware, in der ich Spuren zusammenführe, mische, bearbeite und einem Song den letzten Schliff gebe. Das habe ich mir über Tutorials beigebracht, und damit kann ich einem Song durchaus noch einen guten Push geben. Es ist nicht das Klavierspiel, das mein Vater sich gewünscht hätte. Aber es ist etwas, das er vielleicht verstanden hätte – auf Umwegen.

Denn was er nicht wissen konnte: In mir ist eine Menge von dem hängen geblieben, was in unserem Wohnzimmer lief. Klassik, die sich leise in mein Gedächtnis eingenistet hat und nie wieder verschwunden ist. Ein gutes Stück Musikbildung, für das ich ihm heute dankbar bin. Das hat dazu geführt, dass ich heute vom Weißen Rössl am Wolfgangsee über die Strauß-Walzer bis hin zu Puccini ziemlich viel gut finde. Und dass ich mir regelmäßig die Maastricht-Konzerte von André Rieu anschauere, thematisiere ich in meinem Bekanntenkreis nicht offensiv. Verschweigen muss ich es aber auch nicht, denn heute gehe ich damit freudig locker um.

Mein Musikgeschmack ist breit. Extrem breit. Von Schlager bis Symphonie, von EDM bis Folk, von den Bee Gees bis Puccini. Das klingt nach Beliebigkeit, ist aber das Gegenteil. Wer vieles kennt und vieles schätzt, der hört anders. Der erkennt in einem Popsong eine klassische Struktur. Der spürt in einer Filmmelodie den Einfluss von Folklore. Und der weiß, welcher Klang zu welcher Landschaft passt – nicht weil er es gelernt hat, sondern weil er es gehört hat. Ein Leben lang.

Vielleicht hat mein Vater doch einen musikalischen Sohn bekommen. Nur eben einen, der seine Musik nicht auf Tasten spielt, sondern in Filme legt.

TEIL VI – DIE WELT VERÄNDERT SICH

Kapitel 19 – Der KI-Tsunami

Ich muss an dieser Stelle einen Schritt zurücktreten. Weg von der Kamera, weg vom Schnittplatz, weg von der Musik. Denn was ich jetzt beschreiben will, betrifft nicht nur Filmemacher und Fotografen. Es betrifft alle. Jeden einzelnen Menschen auf diesem Planeten.

Es geht um Künstliche Intelligenz. Und ich nenne es bewusst einen Tsunami.

Nicht weil ich dramatisieren will, sondern weil das Bild passt. Ein Tsunami entsteht weit draußen, unsichtbar. Unter der Oberfläche verschiebt sich etwas Gewaltiges. Wenn die Welle dann kommt, ist es zu spät, um Sandsäcke zu füllen. Man kann sich nur vorbereiten – oder überrollt werden.

Und genau das passiert gerade.

Warum diesmal alles anders ist

Die Menschheit hat Umbrüche erlebt. Viele. Die Erfindung der Dampfmaschine, die industrielle Revolution, die Elektrifizierung, das Internet. Jeder dieser Umbrüche hat die Welt verändert, manche bis zur Unkenntlichkeit. Um die Dimension zu verdeutlichen: Vor der industriellen Revolution lebte eine Milliarde Menschen auf der Erde. Im Zeitraum eines historischen Wimpernschlags wurde daraus acht Milliarden. Das ist keine Entwicklung, das ist eine Explosion.

Und jetzt rollt etwas an, das größer ist als alles, was davor kam.

In Kürze – und mit „in Kürze“ meine ich nicht Jahrhunderte, sondern Jahre – wird es eine Instanz geben, die intelligenter ist als der Mensch. Nicht schneller rechnend, das können Computer schon lange. Intelligenter. In der Lage, Zusammenhänge zu erkennen, Probleme zu lösen, kreativ zu arbeiten, Forschung voranzutreiben. Nicht in einem Fachgebiet, sondern in allen.

Das ist keine Science-Fiction. Das ist eine Prognose, die von hochklassigen Wissenschaftlern, Forschern und Professoren geteilt wird, deren Einschätzungen ich in den letzten Wochen aufmerksam verfolgt habe. Menschen, die auf höchstem Niveau arbeiten und ein Bild zeichnen, das gleichzeitig faszinierend und beunruhigend ist.

Was verschwindet

Die Arbeit, wie wir sie kennen, wird sich fundamental verändern. Und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt, in diesem Moment. Verrückt ist, dass als Erstes nicht die einfachen Jobs betroffen sind – es sind die gehobenen Arbeitsplätze, die zuerst wegfallen. Radikalschlag in den Versicherungsabteilungen. Bei den Banken. In der IT. In der Softwareentwicklung. In Kanzleien. In Beratungsfirmen. Überall dort, wo Menschen mit Wissen und Analyse Geld verdienen, wird die KI schneller, gründlicher und billiger sein.

Mein Sohn ist promovierter Softwareentwickler. Er arbeitet auf höchstem Niveau und ist zum Glück erfahren genug, um an der Spitze dieser Entwicklung zu stehen, statt von ihr überrollt zu werden. Er codet kaum mehr selbst. Er dirigiert seine KI-Agenten. Vor zwei Jahren hätte das geklungen wie

ein Satz aus einem schlechten Film. Heute ist es sein Arbeitsalltag.

Wenn das kein Tsunami ist, was ist es dann?

Und ich erlebe es selbst. Claude – dieselbe KI, die mich unterstützt, dieses Buch zu schreiben – hat mir geholfen, in zweieinhalb Tagen das völlig veraltete Webseiten-System einer Bekannten zu sanieren. Ein System, das seit zwanzig Jahren kein Mensch mehr anfassen wollte, weil die Technik aus einer anderen Epoche stammte. Zweieinhalb Tage. Und das Ergebnis funktioniert nicht nur, es hat sogar einen professionellen Chat bekommen, den es nie hatte. Ich bin Laie in Sachen Programmierung. Allein die Analyse hätte bei einem IT-Fachbetrieb einige Tausend Euro gekostet, von der Überarbeitung ganz zu schweigen.

Dasselbe mit meiner eigenen Webseite. Viertausend Fotos, eine enorm umfangreiche Struktur. Die komplette SEO-Optimierung hat anderthalb Tage gedauert. Anderthalb Tage für etwas, das eine Agentur Wochen beschäftigt hätte.

Ich brauche nicht viel Fantasie, mir vorzustellen, was das für die Softwarebranche bedeutet. Und für die IT-Welt. Und für jede andere Branche, in der Menschen Wissen verarbeiten.

Die Arbeit wird weitgehend verschwinden. Was dann?

Wenn Maschinen die Arbeit übernehmen – nicht alle, aber den größten Teil –, dann verliert der Mensch etwas, das weit über das Gehalt hinausgeht. Er verliert seine Rolle. Seine Definition. Seit Generationen definieren sich Menschen über das, was sie tun. „Ich bin Ingenieur.“ „Ich bin Lehrerin.“ „Ich bin Handwerker.“ Was antwortet jemand auf die Frage „Was machst du?“, wenn die ehrliche Antwort lautet: „Nichts, was eine Maschine nicht besser könnte“?

Das ist keine abstrakte Frage. Das wird in den nächsten Jahren zur konkreten Lebensrealität von Millionen Menschen.

Arbeit von Menschen an Menschen wird bleiben. Pflege, Erziehung, Begleitung, menschliche Nähe – das kann keine Maschine ersetzen. Obwohl selbst dort die KI Einzug halten wird, in der Diagnostik, in der Organisation, in der Betreuung. Und Grundlagenforschung wird es weiterhin geben, an Universitäten, getrieben von Neugier und dem Wunsch, die Welt zu verstehen. Aber wesentliche Teile der industriellen Forschung? Die wird die Künstliche Intelligenz schneller und besser erledigen. Daran habe ich keinen Zweifel.

Warum die Politik zu spät kommen wird

Und hier liegt das eigentliche Problem. Nicht die Technologie ist die Gefahr – sondern die Geschwindigkeit, mit der sie kommt, verglichen mit der Langsamkeit, mit der die Gesellschaft reagiert.

Die Einführung und Anwendung von KI geschehen in rasendem Tempo. Die Anpassung der Gesellschaft – Bildungssysteme, Sozialsysteme, Arbeitsmarktstrukturen, rechtliche Rahmenbedingungen – kann nicht Schritt halten. Sie kann es strukturell nicht, weil politische Systeme auf Konsens, Kompromiss und Wahlzyklen aufgebaut sind. Bis eine Regierung ein Gesetz verabschiedet hat, ist die Technologie drei Generationen weiter.

Angela Merkel erklärte 2013, das Internet sei Neuland. Zu dem Zeitpunkt hatte ich zehn Jahre Glasfaser in Spanien. Diese Anekdote habe ich schon erzählt, aber sie verdient es, hier wiederholt zu werden, denn sie beschreibt ein Muster: Die Politik reagiert erst, wenn es nicht mehr zu übersehen

ist. Wenn es brennt. Und bei der KI wird es brennen.

Die notwendigen Umbauten am Leben der menschlichen Gesellschaft werden zu spät in Angriff genommen. Das führt zu Verwerfungen, zu Konflikten, zu einer Zeit der Unsicherheit, die vermeidbar gewesen wäre, wenn man rechtzeitig angefangen hätte, darüber nachzudenken. Aber so funktioniert unsere Welt nicht. Sie hat noch nie so funktioniert.

Und die Kreativität?

Jetzt erst komme ich zurück zu dem, was dieses Buch eigentlich beschreibt. Foto, Film und Musik.

Vor einem Jahr war mir sofort klar, dass Suno AI eine Revolution in der Musikgeschichte bedeutet. Ich habe innerhalb von Stunden erkannt, was das für die Musikindustrie, für Musikschafter, Komponisten und Sänger bedeuten würde. Diese Erkenntnis kam schnell und ohne Zweifel.

Aber ich habe abgewinkt, als von KI-Video gesprochen wurde. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass diese riesigen Datenmengen, diese detaillierten Szenarien in absehbarer Zeit aus den Rechnern gespuht werden. Ein bewegtes Bild in hoher Auflösung, mit konsistenten Figuren, realistischen Physikeffekten, in Echtzeit generiert? Das hielt ich für Jahrzehnte entfernt.

Nur ein halbes Jahr später hatte ich mit „Der Adolph-Bermppohl-Orkan“ mein erstes vollständiges KI-Video produziert. Die Aufrufzahlen gehen auf die 30.000 zu.

Wenn ich mich selbst so krass überschätzt habe – und ich bin jemand, der Technologie gegenüber aufgeschlossen ist –, dann muss ich wohl nicht mit detaillierten

Zukunftsvorhersagen kommen. Was ich sagen kann: Es wird schneller gehen, als die meisten glauben. Und es wird Bereiche erreichen, die sich heute noch sicher fühlen.

Was das für die Fotografie bedeutet, weiß ich nicht. Was es für Film und Video bedeutet, weiß ich nicht. Was es für Hollywood bedeutet – da muss ich lachen, und zwar nicht vor Freude, wenn ich ein Aktionär wäre. Später werde ich in diesem Buch auf diese Fragen zurückkommen, näher darauf eingehen. „Ich weiß es nicht“ ist nicht die ganze Wahrheit, denn ich ahne, was die Veränderungen bedeuten. Vermutlich werde ich am Ende dieses Buches schon wissender sein, denn die Entwicklung ist bereits schneller, als ich denken kann. Besser wäre zu sagen: „Morgen werde ich es wissen.“

Was ich jetzt ganz sicher weiß, ist: Der Mensch wird sich in einer Welt wiederfinden, in der er sich neu erfinden muss. Nicht irgendwann. Jetzt.

Kapitel 20 – Warum ich KI nicht ablehne

Die Künstliche Intelligenz nutze ich nahezu täglich, auch bei der Gestaltung meiner Webseite. Sie hilft mir bei der Recherche für Projekte. Ich lasse mir sogar Drehpläne erstellen, in denen unter anderem Ideen gesichert werden, welche Kameraeinstellung zu bestimmten Texten sinnvoll sind. Nicht, dass ich die eins zu eins umsetze, aber sie dienen mir als Gerüst und Gedankenstütze, so dass ich vor Ort keine Aspekte vergesse, die ich bereits im Kopf hatte.

Bei der Erarbeitung von Texten und der Ordnung von Strukturen steht mir die KI zur Seite. Sie hilft mir auch bei diesem Buch, den Überblick nicht zu verlieren und unnötige Wiederholungen und Dopplungen zu vermeiden. Sie findet meine Rechtschreibfehler und entschärft meine Wortwahl, wenn ich mal in meinen Schreibfluss etwas zu robust formuliere, was mir gerne mal passiert. Warum sollte ich verschweigen, dass mir Claude AI bei diesem Buch hilft?

Die Ideen sind meine. Die Erfahrungen sind meine. Die Haltung ist meine. Aber das Werkzeug, das mich unterstützt, aus dem Rohmaterial in meinem Kopf ein lesbares Buch zu machen, ist eine KI. Und ich empfinde das nicht als Widerspruch, sondern als Konsequenz.

Denn wenn ich eines in meinem Leben gelernt habe, dann das: Man stellt sich nicht gegen Werkzeuge. Man lernt, sie zu benutzen.

Die Angst der Puristen

Es gibt in der Fotografie Menschen, die jede Form von KI strikt ablehnen. In der Musikwelt gibt es sie auch. Und unter Filmemachern sowieso. „Echter Film braucht keine

KI." „Echte Musik kommt von echten Instrumenten." „Echte Fotografie kommt aus der Kamera."

Ich verstehe diese Haltung. Ich respektiere sie sogar. Aber ich teile sie nicht.

Denn wenn ich ehrlich zurückblicke, war jede Stufe meines Weges von genau dieser Debatte begleitet. Als Video aufkam, sagten die Filmleute: Das ist kein richtiger Film. Als digitale Fotografie kam, sagten die Analogfotografen: Das ist keine richtige Fotografie. Als nichtlineare Schnittsysteme den analogen Schnitt ablösten, sagten die alten Cutter: Da geht das Handwerk verloren. Und jetzt sagen Menschen: KI ist keine echte Kreativität.

Sie haben jedes Mal Unrecht behalten. Nicht weil die Bedenken unsinnig waren, sondern weil die Werkzeuge sich durchgesetzt haben und die Menschen, die sie klug nutzten, bessere Ergebnisse erzielten als die, die sie ablehnten.

Was KI in meinem Leben verändert hat

KI begleitet mich schon länger, als vielen bewusst ist. Die Firma Topaz aus Texas bietet seit Jahren hervorragende KI-gestützte Software für den Foto- und Videobereich. Videoskalierung, Rauschreduzierung, Bildschärfung – das nutze ich, seit es verfügbar ist. Schon lange bringe ich einzelne Videosequenzen von 4K auf 6K oder 8K, um dann den größeren Bildraum zu nutzen. Horizonte geraderücken, Bildausschnitte wählen, mit subtil langsamen Kamerafahrten in eine Szene hineinzoomen, obwohl die Kamera bei der Aufnahme stillstand. Oder ich wandle 25 Bilder pro Sekunde in 50 um, damit sanfte Zeitlupe entstehen. Aus Material, das dafür nie gedacht war.

Das alles war KI. Ich habe nur nicht darüber nachgedacht, weil es im Werkzeug steckte und seinen Dienst tat.

Dann kam Suno, und plötzlich konnte ich Musik herstellen, die meinen Filmen eine Dimension gab, die ich mir vorher nicht leisten konnte. Dann kam Claude, und plötzlich konnte ich Texte schreiben, die meinen Gedanken eine Form gaben, die ich allein so nicht erreicht hätte. Dann kam die KI-Videogenerierung, und plötzlich konnte ich Szenen erschaffen, die es in der Realität nie gegeben hat – für ein Projekt über einen Seenotrettungskreuzer, der 1967 in einem Orkan tragisch verunglückte.

Jedes dieser Werkzeuge hat etwas gemeinsam: Es macht nicht die Arbeit für mich. Es macht die Arbeit mit mir. Ich muss wissen, was ich will. Ich muss beurteilen können, ob das Ergebnis gut ist. Ich muss die Erfahrung mitbringen, die aus einem technisch korrekten Output etwas macht, das Menschen berührt. Das kann die KI nicht. Das kann nur ich.

71 und voll dabei

Ich bin 71 Jahre alt. Dass meine Zeit als Rentner so aussehen würde, hätte mir kein Traum der Vergangenheit erzählen können. Ich arbeite mit Werkzeugen, die vor drei Jahren nicht existierten. Ich produziere Ergebnisse, die vor fünf Jahren unmöglich gewesen wären. Und ich habe nicht vor, damit aufzuhören.

Das ist vielleicht mein stärkstes Argument gegen die Ablehnung von KI: Wenn ein 71-Jähriger, der keine Instrumente spielt, keine Software programmiert und kein Studium in Medienwissenschaften hat, mit diesen Werkzeugen Filme, Musik und jetzt sogar ein Buch herstellen kann – auf einem Niveau, das sich sehen und hören lassen kann –, dann ist das kein Beweis für den

Untergang der Kreativität. Dann ist es ein Beweis dafür, dass Kreativität nie an Werkzeugen hing, sondern an Menschen.

Die Frage ist nicht, ob KI kommt. Sie ist da. Die Frage ist, was man daraus macht. Ob man sich hinsetzt und klagt, dass früher alles besser war. Oder ob man aufsteht, das neue Werkzeug in die Hand nimmt und etwas damit anfängt.

Ich habe mich entschieden.

Und ich bin nicht müde.

TEIL VII – ERFAHRUNGEN UND GESCHICHTEN

Kapitel 21 – Ein Foto fällt auf – der Wettbewerb

Einen Preis für ein Foto habe ich noch nie gewonnen. Ich will das nicht überhöhen, denn es war kein internationaler Wettbewerb und kein Preisgeld, das mein Leben verändert hätte. Aber ich kann nicht verhehlen, dass mich das, was im Herbst 2023 passierte, ganz schön stolz gemacht hat.

Bevor ich davon erzähle, muss ich aber über etwas sprechen, das damit zusammenhängt und das mir am Herzen liegt. Es geht um die Frage, wo Fotos heute überhaupt noch gesehen werden. Nicht die Fotos von Profis, die wissen, wie sie ihre Kunden finden und die von einem guten Bekanntheitsgrad und treuen Empfehlungen leben. Sondern die Fotos von Menschen wie mir. Menschen, die ihre Leidenschaft nicht kommerziell betreiben, die auf Reisen fotografieren, in der Freizeit, aus purer Freude am Sehen – und die irgendwann feststellen, dass es verdammt schwer geworden ist, mit seinen Bildern überhaupt noch jemanden zu erreichen.

Die unsichtbaren Bilder

Früher, und damit meine ich gar nicht so weit zurück, hatte ein gutes Foto eine Chance. Man stellte es bei Flickr ein, bei 500px, in einer Foto-Community, und wenn es etwas konnte, wurde es gesehen, kommentiert, geteilt. Es gab eine Öffentlichkeit für Bilder, die keine Marke brauchten und kein Marketing-Budget. Es reichte, gut zu sein.

Diese Öffentlichkeit ist weitgehend verschwunden. Die

klassischen Foto-Communities sind geschrumpft oder bedeutungslos geworden. Was geblieben ist, sind die großen sozialen Netzwerke – und dort gelten andere Gesetze. Ein Algorithmus entscheidet, wer was sieht. Und dieser Algorithmus bevorzugt nicht das beste Bild, sondern das mit der meisten Interaktion. Wer nicht regelmäßig postet, kommentiert und seine Reichweite pflegt wie einen Gemüsegarten, verschwindet im Rauschen. Meine eigenen Fotos erreichen meine Freunde auf Facebook kaum noch. Sie verschwinden zwischen Werbung, Reels und KI-generierten Bildern, die noch nie jemand vor Ort gesehen hat.

Das ist frustrierend. Nicht für mich persönlich – ich habe genug andere Wege. Aber für die vielen leidenschaftlichen Hobbyfotografen, die wirklich gute Arbeit machen und deren Bilder es verdient hätten, gesehen zu werden.

Wege, die noch funktionieren

Welche Möglichkeiten bleiben? Mehr als man denkt, wenn man bereit ist, jenseits der sozialen Netzwerke zu schauen.

Eine eigene Webseite ist heute mit wenig Aufwand und überschaubaren Kosten machbar. Kein Ersatz für Reichweite, aber ein Ort, der einem selbst gehört. Kein Algorithmus, der entscheidet, ob das Bild gezeigt wird. Keine Plattform, die morgen ihre Regeln ändert oder ganz verschwindet. Meine eigene Webseite ist genau so entstanden – als Archiv, das zur Werkstatt wurde.

Creative-Commons-Lizenzen sind ein Weg, den ich selbst über Jahre genutzt habe. Ich hatte mehrere tausend Fotos bei Flickr in den Galerien und wählte bewusst eine offene Lizenz. Die Konsequenz: Meine Bilder wurden überall auf der Welt genutzt. Aus reiner Neugier habe ich gelegentlich

die Google-Bildersuche bemüht und meinen Namen eingegeben. So fand ich mein Foto mit den Hörnern eines Stiers, der in den Sonnenuntergang schaute, an den erstaunlichsten Stellen im Netz – unter anderem auf einer Seite, die sich mit Börseninformation beschäftigte. Ein Stier und die Börse, das passt wohl zusammen, auch wenn ich das bei der Aufnahme nicht im Sinn hatte.

Stockagenturen sind ein weiterer Weg. Shutterstock, Adobe Stock, Pond5 – dort kann man seine Bilder anbieten und im besten Fall auch etwas damit verdienen. Reich wird man davon nicht, aber die Fotos arbeiten für einen, auch wenn man schläft. Gemessen an dem Zeitaufwand, den ich damit aufgewendet habe, bin ich mir heute nicht mehr sicher, ob das eine Empfehlung ist.

Einen Vorteil neben dem mäßigen Geldfluss hatte meine „Stockfoto-Zeit“ dann aber doch. Weil die Qualitätsanforderungen der Stockagenturen sehr hoch sind und somit auch die Ablehnungsquote, ist der Lerneffekt sehr groß. Und ich habe auch in einem Bereich dazugelernt, den ich sonst nie angefasst hätte. Produktfotos.

Eine amüsante Anekdote habe ich in dem Zusammenhang. Stockfotos können auch ein Saisongeschäft bedienen. Weil die Osterzeit angebrochen war, kam ich auf die Idee, Ostermotive zu fotografieren in weiser Voraussicht, dass es auch im kommenden Jahr wahrscheinlich wieder ein Osterfest geben wird. Meine Frau und ich kauften reichlich Osterartikel. Vor allem aber Unmengen an Süßigkeiten, überwiegend sehr schokoladig. Ich nehme es vorweg. Zum folgenden Osterfest wurden nur wenige meiner Osterfotos verkauft. Wir konnten uns aber noch gut daran erinnern, dass wir ein Jahr zuvor noch einige Wochen damit zu

kämpfen hatten, die überschüssigen Pfunde Körpergewicht wieder loszuwerden. Sinnigerweise habe wir die Fotomotive nicht weggeschmissen, sondern alle aufgefuttern.

Und dann gibt es den lokalen Weg, seine Fotos zu verbreiten, den viele unterschätzen. Man kann seine Arbeit auch verschenken an Leute, die man mag. Meiner Heimatstadt Horn-Bad Meinberg habe ich eine große Zahl von Fotos einfach kostenlos zur Verfügung gestellt. Was daraus wurde, hat mich überrascht und gefreut: Ich sah meine Bilder in einer Vielzahl von Publikationen der Stadt, in Flyern und Infobroschüren der Tourismus GmbH und sogar gleich mehrere im Jahreskalender. Keine Vergütung, aber Wertschätzung. Und das Wissen, dass die eigenen Bilder nicht in einer Festplatte versauern, sondern gedruckt an der Wand hängen oder in den Händen von Menschen, die sich über ihren Urlaubsort informieren.

Vielleicht sind Fotowettbewerbe noch so ein Weg. Man gibt seine Bilder in fremde Hände und überlässt es einer Jury zu entscheiden, ob sie etwas taugen. Das erfordert ein bisschen Mut. Und manchmal auch etwas Glück.

Lippe im Fokus

Im Sommer 2023 stieß ich auf eine Ausschreibung des Kreises Lippe. Das Lippische Landesmuseum in Detmold und das Weserrenaissance-Museum Schloss Brake in Lemgo riefen zu einem Fotowettbewerb auf, der unter dem Motto „Lippe im Fokus“ stand. Thematisch war er bewusst offengehalten. Willkommen seien nicht nur aktuelle Aufnahmen, sondern auch historische Fotos, hieß es. Die Gewinnerbilder sollten im Museum ausgestellt werden.

Ich reichte drei Fotos ein. Eines davon zeigte die

Externsteine bei Sonnenaufgang. Ich hatte es an einem jener Morgen aufgenommen, an denen alles zusammenkommt – das Licht, der Dunst über der lippischen Landschaft, die Stille, der Moment. Der Felsen stand da wie seit Jahrmillionen, massiv und ruhig, und die Sonne schob sich langsam hinter ihm hervor, als wollte sie prüfen, ob es sich lohnt, für diesen Tag aufzugehen.

Ich wusste, dass das Bild etwas konnte. Aber man weiß nie, was eine Jury sieht und was nicht. Also wartete ich.

Zuerst kam die Nachricht, dass die Jury eines meiner drei Fotos in die Vorauswahl genommen hatte. Es wurde im Museum aufgehängt, zusammen mit den anderen ausgewählten Bildern, und die Besucher konnten ihre Stimme abgeben. Das allein war schon mehr, als ich erwartet hatte.

Und dann, am 19. September 2023, kam eine E-Mail. Von Silvia Herrmann, aus dem Museumsteam:

„Lieber Herr Wilmes, herzlichen Glückwunsch! Die Fachjury hat sich bei dem Fotowettbewerb ‚Lippe im Fokus‘ für Ihr Bild entschieden!“

Ob ich einverstanden sei, dass man das Foto großformatig drucken und rahmen lasse, um es im Lippischen Landesmuseum oder im Weserrenaissance-Museum Schloss Brake auszustellen.

Ob ich einverstanden sei. Ja, ich war einverstanden.

Im Museum

Mein Foto hing dann im Lippischen Landesmuseum Detmold, wie lange, weiß ich nicht. Großformatig. Gerahmt. In einem Museum, in dem Menschen kommen, um Kultur

zu sehen.

Ich war so stolz, dass ich mit meiner Frau nach Detmold fuhr, um es mit eigenen Augen zu sehen. Und ich gebe zu: Ich habe eine ganze Weile davorgestanden. Nicht weil ich es nicht kannte – ich kenne jedes Detail dieses Bildes, jeden Lichtstrahl, jeden Kondensstreifen am Himmel, das kleine Fenster im Felsen, das im Gegenlicht leuchtet. Sondern weil es etwas anderes ist, sein eigenes Bild an einer Museumswand zu sehen, als es auf einem Monitor zu betrachten.



Es war real. Gedruckt. Greifbar. In einem Raum, durch den fremde Menschen gehen und es sehen. Nicht als Datei, die durch einen Algorithmus geschleust wird. Nicht als Thumbnail zwischen tausend anderen. Sondern dort, an der Wand, in seiner ganzen Größe.

In einer Zeit, in der Fotos beliebig geworden sind und in Sekundenschnelle vorbeigescrollt werden, war das ein Moment, der mir gezeigt hat: Es gibt sie noch, die Orte, an

denen ein Bild zur Ruhe kommt. Wo jemand stehenbleibt und hinsieht. Wirklich hinsieht.

Und vielleicht ist genau das der Punkt, den wir als Fotografen – ob professionell oder aus Leidenschaft – nicht aus den Augen verlieren sollten. Nicht die Reichweite zählt. Nicht die Klicks. Nicht der Algorithmus. Sondern ob ein einziger Mensch vor deinem Bild stehenbleibt und etwas spürt.

Kapitel 22 – Die Filmschule, die keine war

Ich habe keine Filmschule besucht. Keine Akademie, kein Seminar, keinen Workshop. Was ich über Film gelernt habe, habe ich gelernt, indem ich es gemacht habe. Und der Ort, an dem das begann, war kein Schnittraum und kein Studio. Es war ein Reisebus voller Versicherungsleute auf dem Weg in die Berge.

Ich muss etwas ausholen, damit man versteht, wie es dazu kam.

Die Kamera auf der Schulter

In meinem damaligen Beruf war ich als Führungskraft im Außendienst von Deutschlands größtem Versicherer dafür zuständig, angestellte und selbstständige Mitarbeiter in einer Personenversicherungssparte fachlich und vertrieblich zu betreuen. Teil dieser Arbeit war ein Belohnungssystem: Mitarbeiter, die ein erfolgreiches Geschäftsjahr hinter sich hatten, wurden mit einer dreitägigen Reise belohnt. Oft ging es von Berlin in die Berge. Teambuilding, Motivation, ein bisschen Luxus.

Und ich besaß eine tolle Kamera.

Wer sich heute eine Videokamera kaufen möchte, würde bei so einem Ungetüm weiche Knie bekommen. Aber jeder kennt die Bilder, wenn Fernsehleute mit Schulterkameras herumlaufen. Das war damals Standard, wenn man gute Videos machen wollte. Es gab den Kamerabody mit einem mächtigen Zoomobjektiv und butterweichem Motorzoom. An die Kamera wurde ein professioneller S-VHS-Rekorder angeflanscht, keiner fürs Heimkino, sondern ein richtiger. Die ganze Kombination saß montiert auf einem

Schulterpolster. Und für die Stromversorgung gab es einen schweren Batteriegürtel, der so aussah, als wollte ein Soldat damit in den Krieg ziehen. Ich weiß heute nicht mehr, wie viele Kilos ich auf der Schulter und um die Hüfte trug. Aber es waren genug, um am Ende eines Drehtages die Dusche herbeizusehen.

Meine Vorgesetzten fanden das großartig, denn sie wussten, was ich in meinem normalen Job nebenbei tat. Ich filmte die gesamte Reise. Vom Abflug bis zur Rückkehr zum Airport Tegel. Und daraus erwuchs etwas, das niemand geplant hatte: ein kostenloser Zusatzservice mit Motivationscharakter. Denn ich sorgte dafür, dass die Reiset Teilnehmer nach der Reise alle eine Videokassette bekamen. Sie zahlten mir ein kleines Geld als Kostenausgleich für die Kassette. So hatte dann jeder eine Reiseerinnerung, die nicht in einem Fotoalbum verstaubte, sondern lebendig war. Mit Bildern, die sich bewegten. Mit Ton. Mit Musik. Mit den Stimmen der Kollegen, dem Lachen am Abend, dem Panorama der Berge.

Es gab für mich sogar Vorschläge für berufliche Alternativen: „Warum arbeitest du nicht fürs Fernsehen?“

Wie ein Hobby zum Wahnsinn wurde

Über die Jahre wurde die Sache immer verrückter. Die Begeisterung für meine Filme wuchs, und mit ihr mein Ehrgeiz. Irgendwann reiste ich nicht mehr nur auf den offiziellen Incentive-Reisen mit, sondern fuhr mit Branchenkollegen auf eigene Kosten in die Berge, um einen Werbefilm für die nächste Reise zu drehen. Jedes Jahr. Mit eigenem Geld, eigener Ausrüstung, eigener Zeit. Weil es mir wichtig war. Weil ich wusste: Was ich da abliefere, muss gut sein. Nicht „ganz nett für einen Amateur“, sondern gut.

Mein Arbeitgeber hielt jeden Herbst eine große Veranstaltung ab, um alle Mitarbeiter noch einmal zu motivieren, für den Rest des Jahres kräftig Gas zu geben. Dort wurde nicht nur der Film von der letzten Reise gezeigt, sondern auch der Ausblick auf die nächste – auf die Reise, an der man teilnehmen würde, wenn das Geschäftsjahr gut endet.

Das war mein Film. Vor versammelter Mannschaft. Jedes Jahr.

Die Momente, die bleiben

Jetzt muss ich kurz innehalten, denn was ich jetzt erzähle, habe ich noch nie aufgeschrieben.

Stelle dir vor, du fährst mit dem berühmten Berliner Ausflugsdampfer „Moby Dick“ über den Wannensee. Es ist Abend. Draußen spiegeln sich die Lichter im Wasser. Im Bordrestaurant sind vier große Fernseher verteilt. Und auf allen läuft dein Film. Dein Film. Während das Schiff durchs Wasser gleitet und die Leute zuschauen, essen, trinken und zwischendurch klatschen.

Oder ein anderer Herbst. Das Funkturm-Restaurant, hoch oben in dem Turm, den die Berliner „Langer Lulatsch“ nennen. Fünfundfünfzig Meter über dem nächtlichen Berlin. In jeder der vier Ecken des Restaurants ein Bildschirm. Und auf jedem läuft mein Film. Während unter mir die Stadt leuchtet.

Und dann die Krönung. Wieder ein anderer Herbst. Der große Sendesaal im ICC, dem berühmten Berliner Internationalen Congress Centrum. Eine große Bühne. Ein Beamer – ja, damals gab es das schon. Ich ging zur Bühne und drückte die Play-Taste auf meinem M2-Schnittrekorder.

Das Technik-Team des ICC hatte vorher alles angeschlossen, es gab einen Soundcheck. Ich setzte mich zurück auf meinen Platz in der vordersten Reihe.

Hinter mir dreihundert Menschen auf den Rängen. Wie in einem großen Kino.

Und dann mein Film auf der Leinwand.

Ich saß da, schaute nach vorn und hörte hinter mir die Reaktionen. Das Lachen an den richtigen Stellen. Die Stille an den ruhigen Stellen. Das Raunen, wenn eine besonders gute Aufnahme kam. Und am Ende: großer Applaus. Standing Ovationen. Schulterklopfen.

Da muss man doch verrückt werden, oder?

Ich bin nicht durchgedreht. Aber ich war sehr glücklich.

Was daraus folgt

Eine Erkenntnis habe ich in dieser Zeit gewonnen. Wenn man etwas gibt, also freiwillig eine Vorleistung erbringt, die anderen Menschen nicht nur gefällt, sondern ihnen sogar einen Nutzen bringt, ist die Chance groß, dass man etwas zurückbekommt. Zumindest trifft das zu, wenn es um Dinge geht, die sich im zwischenmenschlichen Bereich abspielen. In der heutigen Welt der sozialen Medien wird man das wohl weniger erleben, aber damals war das so.

Die Reisen, von denen ich gesprochen habe, waren sehr beliebt und man konnte viel sehen und erleben. Aber nicht alle dieser Events hätte ich mitmachen dürfen, entweder weil ich mich nicht qualifiziert habe oder weil sie Versicherungsbranchen betrafen, die nicht meine waren.

Da aber Wilmes-Videos so beliebt waren, wurde ich von der Geschäftsführung zu vielen Reisen eingeladen. Der

Gegenwert, den ich leistete, war dann meine Arbeit als Filmer. Auf diesem Weg erlebte ich Eindrucksvolles.

So konnte ich mit der rhätische Eisenbahn durch die winterliche Schweizer Bergwelt fahren. Direkt vor meiner Kamera das „Krokodil“, eine legendäre E-Lokomotive.

Oder zum Beispiel diese Flugreise im Winter über Rovaniemi an den Polarkreis nach Kemi im Norden Finnlands. Ich saß mit der schweren Kamera am langen Arm auf dem Rücksitz eines Motorschlittens, vor mir ein Kollege, der das Ding mit 100 Km/h über den zugefrorenen Bottnischen Meerbusen brettern ließ. Die Linse meiner Kamera befand sich dabei nur 30 Zentimeter über dem Eis. Wir erreichten einen Eisbrecher, der mit uns eine Fahrt durch das Eis im baltischen Meer machte. Ein spannendes Erlebnis war auch die Schlittenfahrt. Ich saß filmend direkt hinter dem Rentier, das die Hinterbeine vor mir fliegen ließ, während der Scout in meinem Rücken „Hey, hey, hey“ brüllte, um das sportliche Tier zu animieren, für den Kameramann noch schneller zu laufen.

Das sind wohl Erlebnisse, die mir sonst nicht vergönnt gewesen wären.

Was daraus folgt

Ich erzähle diese Geschichte nicht, um zu prahlen. Ich erzähle sie, weil in ihr etwas steckt, das über meine Person hinausgeht.

In jedem Menschen schlummern Fähigkeiten, die nie ans Licht kommen, wenn man sie nicht herauslässt. Ich hätte die Kamera zu Hause lassen können auf jener ersten Reise. Ich hätte denken können: Das macht man nicht, die Leute wollen ihre Ruhe, das wirkt albern, ich bin kein Profi. Ich

hätte mich verstecken können hinter all den Ausreden, die man sich selbst erzählt, wenn man Angst hat, sich zu zeigen.

Habe ich aber nicht.

Ich habe die Kamera auf die Schulter genommen, den Batteriegürtel umgeschnallt und gefilmt. Ohne Ausbildung, ohne Absicherung, ohne die Gewissheit, dass es gut wird. Nur mit dem Vertrauen in etwas, das ich in mir spürte und das ich nicht hätte benennen können, wenn mich jemand gefragt hätte.

Und es hat sich gelohnt. Nicht weil dreihundert Menschen geklatscht haben. Sondern weil in genau diesem Moment, auf jener ersten Reise mit der Kamera auf der Schulter, etwas geboren wurde, das mein Leben bis heute begleitet. Die Leidenschaft für den Film. Für das Erzählen in Bildern und Tönen. Für den Prozess, etwas zu erschaffen, das Menschen berührt.

Keine Filmschule der Welt hätte mir das beibringen können. Weil es nicht lehrbar ist. Es muss passieren. Man muss sich trauen, den ersten Schritt zu machen, ohne zu wissen, wohin er führt.

Und manchmal führt er auf eine Bühne im ICC. Vor dreihundert Menschen. Mit Standing Ovationen.

Aber das weiß man vorher nicht. Und genau das ist der Punkt.

Kapitel 23 – Sternennächte

Da ist ein Mensch, draußen, in der Natur. In seinen Augen eine fokussierte Aufmerksamkeit. Er nimmt kleinste Bewegungen wahr, liest den Wind, das Wasser, das Licht. Er ist präsent, ruhig, konzentriert. Kein Grübeln, kein Gedankenkarussell, nur mentale Klarheit. Seine Zeit läuft anders als die der anderen. Es gibt eine sichtbare Handlung mit einem möglichen Ergebnis: suchen, beobachten, warten, erbeuten.

Über wen rede ich?

Genau. Über einen Angler an einem See.

Oder doch über einen Fotografen?

Die Parallele ist verblüffend, wenn man darüber nachdenkt. Beide gehen hinaus, allein, mit ihrer Ausrüstung. Beide suchen etwas, das sie nicht erzwingen können. Beide wissen, dass Geduld mehr zählt als Technik. Und beide kommen mit etwas zurück, das für sie wertvoll ist, auch wenn die Welt es vielleicht nie zu sehen bekommt. Der Angler wirft seinen Fisch zurück ins Wasser. Der Fotograf lässt sein Bild auf einer Festplatte verschwinden. Und trotzdem war es nicht umsonst. Weil es nie um die Beute allein geht. Sondern um das Draußensein. Um die Stille. Um die Momente, in denen man eins ist mit sich und der Welt.

In meinem neuen Song für die Bornholm-Dokumentation, die ich im Mai drehen will, kommt eine Zeile vor, die es für mich auf den Punkt bringt: „Die Kamera ist wie ein enger Freund.“ Und der Refrain beginnt mit: „Bin überall durch die Gegend gestreunt.“ Es ist kein Wunder, dass mir dieser Text eingefallen ist. Er beschreibt genau das, was ich fühle, wenn

ich mit der Kamera unterwegs bin. Durch die Gegend streunen. Ohne festen Plan, aber mit offenen Augen. Bereit für alles, was kommt.

Ich habe so viele wunderbare Bilder im Kopf, die sich über die Jahre angesammelt haben. Aber die eindrucksvollsten sind die aus den Nächten.

Wo die Dunkelheit beginnt

Für Sternenfotografie braucht man drei Dinge und einen Ort. Die drei Dinge: eine gute Kamera, ein lichtstarkes Weitwinkelobjektiv und ein ordentliches Stativ, das nicht im Wind vibriert. Der Ort: Dunkelheit. Echte Dunkelheit. Und die ist seltener, als man denkt.

Es gibt eine kostenlose Webseite – lightpollutionmap.info –, auf der man sehen kann, wo auf der Welt wie viel Lichtverschmutzung herrscht. Man staunt, dass es selbst im dicht besiedelten Europa noch Orte gibt, die einen wundervollen Blick auf den Himmel ermöglichen. So richtig dunkel ist es auf dem Meer, zum Beispiel auf dem Atlantik. Aber der macht es einem schwer, ein Stativ aufzustellen.

Meine Orte habe ich über die Jahre gefunden und bin immer wieder in diese Regionen gefahren. Ich wohne an der Costa Blanca in der Nähe von Alicante. Von dort muss ich gut hundertachtzig Kilometer nach Westen fahren, hinein nach Kastilien-La Mancha, und stehe mitten in der Dunkelheit. Dort ist ein Berg, der Monte Ardal. Wenn ich da oben auf einer Höhe von 1.440 Metern in der Nacht mit Stativ und Kamera stehe, bin ich ganz allein. Kein Licht, keine Menschen, nur der Himmel, die Milchstraße und ich. Stundenlang kann ich dort sein und die Zeit genießen. Wenn man so will, ist das der Angelplatz des Fotografen. Nur dass ich nicht aufs Wasser starre, sondern nach oben.

Die Caldera

Noch aufregender war mein Trip nach Teneriffa. Nicht umsonst befindet sich dort das Teide-Observatorium auf einer Höhe von rund 2.400 Metern, denn die Luft ist dort besonders klar und trocken. Es ist bereits ein Erlebnis, von Puerto de la Cruz in der Nacht die Serpentine hinaufzufahren. Kurve um Kurve, immer höher. Hinter La Orotava verschwinden die Lichter der Stadt unter einem, die Vegetation wird karger, die Luft dünner. Und dann fährt man hinein in die gigantische Vulkan-Caldera. Siebzehn Kilometer Durchmesser. Eine Mondlandschaft, die keine ist, weil sie auf der Erde liegt, aber aussieht, als hätte jemand eine andere Welt hierhin verfrachtet.

Dort steht man nicht nur unter einem Sternenhimmel, der allergrößte Ehrfurcht erzeugt, sondern findet auch fantastische Vordergrundmotive, die sich anleuchten lassen, wenn man etwas Licht mitgenommen hat. Und ich habe immer Licht dabei, als Filmer und als Fotograf. Der bekannteste der bizarr geformten Felsformationen dort oben in der dünnen Luft ist der Roque Cinchado. Die Einheimischen nennen ihn „Steinerner Baum“ oder „Finger Gottes“, und er ist zweifelsfrei das Wahrzeichen der Insel im Atlantik. Im Dunkeln, angeleuchtet, vor der Milchstraße – das ist ein Motiv, für das man die hundertachtzig Kilometer nach Kastilien gegen einen Flug auf die Kanaren tauscht und es keine Sekunde bereut.

Der Moment

Was war das für ein Moment. Ich stehe da mitten in der Nacht, ganz allein. Es ist kalt, aber die Luft ist herrlich frisch, ein leichter Wind zieht mir durch die Haare. Die Zeit steht scheinbar still, obwohl mir klar ist, dass sich der Sternenhimmel bewegt. Nein, das stimmt nicht. Der Sternenhimmel bewegt sich nicht. Ich stehe mit meinen Füßen auf felsigem Grund und die riesige Kugel, die man Erde nennt, dreht sich mit mir unter dem Bild der Milchstraße hinweg.

Diese Tatsache vermittelt dann doch das Gefühl, dass Zeit vergänglich ist und die Voraussetzungen für wunderbare Sternenfotos schon bald wieder vorbei sein werden. Deshalb bin ich beschäftigt, verschiedene Perspektiven auszuprobieren und auch Zeitrafferaufnahmen anzufertigen. Ein Filmchen von zehn Sekunden – das sind für mich 250 Fotos. Da ist die Kamera über eine Stunde beschäftigt und für andere Spielchen tabu. Darum habe ich auch zwei Kameras dabei. Nur muss ich aufpassen, dass ich bei meinen nächtlichen Aktionen nicht der Kamera vors Objektiv laufe, die gerade eine Filmsequenz für mich produziert.

Bei allem Hochgenuss – es ist also auch Arbeit, und die Nacht vergeht schnell. Die Milchstraße ist gnadenlos, sie versinkt einfach, ohne mich zu fragen, ob das für mich in Ordnung ist. Obwohl – die Milchstraße kann nichts dafür, es gilt die Unschuldsvermutung. Es ist doch wieder einmal der Planet Erde, der Schwierigkeiten macht. Aber ich bin gnädig mit allem und dankbar. Diese Nacht hier oben, mitten im Atlantik, auf einem Vulkan, unter der Milchstraße, ist ein Hochgenuss.

Warum wir hinausgehen

Und genau darum geht es in diesem Kapitel. Nicht um die Frage, ob jemand meine Sternenfotos sehen will. Nicht um Reichweite, nicht um Klicks, nicht um Algorithmen. Sondern um das Machen. Um das Draußensein. Um den Moment, in dem der kleine Mensch mit seiner Kamera mitten in einem Universum voller Motive steht und begreift, dass er Teil von etwas ist, das so viel größer ist als er selbst.

Der Angler am See weiß das. Der Wanderer auf dem Berggipfel weiß das. Und der Fotograf, der nachts allein auf einem Vulkan steht und die Milchstraße über sich hat, weiß es auch.

Man geht nicht hinaus, um etwas mitzubringen. Man geht hinaus, um da zu sein.

Dass dabei manchmal ein Foto entsteht, das andere Menschen zum Staunen bringt, ist ein Geschenk. Aber nicht der Grund.

Kapitel 24 – Es ist nicht die Kamera

In Fotografie- und Filmerkreisen gibt es eine Diskussion, die nie aufhört. Sie wird geführt in Foren, in Kommentarspalten, in YouTube-Videos und an jedem Stammtisch, an dem mehr als zwei Menschen mit Kameras sitzen. Es geht um die Ausrüstung. Um die Technik. Um die Frage, ob man mit dieser oder jener Kamera, diesem oder jenem Objektiv bessere Ergebnisse erzielt.

Wenn ich wollte, könnte ich protzen. Ein Blick auf das, was um mich herumsteht und liegt, würde reichen. Die Bedingungen, unter denen ich arbeite, sind ziemlich gut, keine Frage. Aber ich weiß auch, dass es weniger sein könnte. Viel weniger sogar. Und ich würde immer noch gute Fotos und Filme machen.

Lasst mich gleich zu Beginn mit einem Vorurteil aufräumen: Für gute Fotos braucht man teure Technik. Das halte ich schon vom Ansatz her für falsch. Erstens, weil es kaum noch schlechte Technik gibt – sie würde schlicht vom Markt verschwinden. Und zweitens, weil die wichtigste Voraussetzung für ein gutes Foto nicht in der Kamera steckt, sondern im Menschen. Er muss sehen können. Ich meine nicht das Sehen im medizinischen Sinne, dafür gibt es Optiker. Ich meine Sehen im Sinne von Motiverkennung. Die Fähigkeit, in der Welt etwas zu entdecken, das ein Bild wert ist.

Der Kobold im Wald

Und glaube mir, niemand ist darin perfekt. Auch nicht nach Jahrzehnten Erfahrung. Ich erzähle eine kleine Geschichte, die mich das gelehrt hat.

Ich gehe mit meiner ältesten Tochter und meinem Schwiegersohn durch den Wald am Bergpark in Kassel. Ich habe meine Kamera in der Hand und sie ihre. Ihre ist kleiner und nicht so teuer wie meine. Ich fotografiere durch die Bäume im Vordergrund hindurch den Herkules auf seinem Denkmalsockel, stelle ihn scharf und lasse die Bäume bewusst unscharf erscheinen. Schöne Tiefenwirkung, gute Komposition, alles richtig gemacht.

Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, dass sich meine Tochter bückt und dann in die Hocke geht.

Kaum habe ich mein Foto gemacht, zeigt sie mir ihr Display: „Schau mal!“

Ich sehe ein Gesicht. Wie ein Kobold. Es könnte auch ein Troll aus Norwegen sein, der sich hierhin verirrt hat. Ich schaue mir die Stelle an – einen halben Meter über dem Waldboden, am Baumstamm. Dort muss vor langer Zeit ein dicker Ast abgebrochen sein. Der Baum hat sich offenbar selbst geheilt, und entstanden ist dieses wulstige Gesicht. Meine Tochter hat es gesehen. Ich nicht.

Kurze Zeit später. Sie bückt sich wieder zum Waldboden, fokussiert etwas und macht ein Foto. Ich bin neugierig. Ein wunderschöner, bunter Käfer krabbelt langsam über den Boden, die Sonnenstrahlen zeigen seinen prächtigen Rücken. Und sie hat ihn fotografiert, fast eine Makroaufnahme, aus der Hand.

Wer sehen will, der sieht. Das ist es, was ein Fotograf braucht. Nicht als Allererstes die teure Kamera, die ihm gerade ein Influencer im Tutorial ans Herz legt. Die Kamera sieht nicht. Sie ist das Werkzeug, mit dem festgehalten werden kann, was man sieht. Wenn man es sieht. Das ist der Punkt.

5.895 Meter mit einer Consumer-Cam

Im Jahr 2009, mit vierundfünfzig Jahren, stand ich am Fuß des Kilimandscharo in Tansania. Ein Jahr lang hatte ich dafür trainiert. Nein, ich will jetzt keine Berggeschichte erzählen, das hier ist kein Wanderführer. Es war in jener Zeit, die ich schon beschrieben habe, in der ich weder ernsthaft fotografiert noch gefilmt habe. Aber im Vorfeld der geplanten Trekkingtour hatte ich mich durchgerungen, eine Videokamera zu kaufen. Eine Sony. Teuer, weil dort Sony draufstand. Aber eigentlich war sie eine kleine Consumer-Cam, von der Sorte, bei der man das Display seitlich ausklappt und die nicht größer ist als die Hand, die sie hält. Sie konnte immerhin HD, oder Full-HD, wie man es werbewirksam nannte.

Einige andere Mitstreiter aus den beiden Gruppen, mit denen ich gehen sollte, hatten ein ähnliches Ding. Aber ich hatte etwas, was die anderen nicht hatten. Reichlich Erfahrung, wie man mit einer Videokamera auf einer Reise mit vielen Menschen und einer Unmenge an Natur agiert. Damit meine ich das szenische Denken. Nicht nur das Motiv, das man aktuell einfängt, sondern auch die Szene für den Schnitt davor und danach. Erst die Hacken des Vordermanns, der direkt vor mir geht. Dann seinen Kopf von hinten. Dann kurz aus der Gruppe ausscheren und die gehende Menschengruppe von der Seite filmen. Genau das machte ich. Die anderen taten es nicht. Weil ich bereits an meinen Videoschnitt dachte, etwas Musik im Kopf hatte und ein Ziel vor Augen: Aus diesem größten Abenteuer meines Lebens sollte ein Film werden.

Und dann kam die Gipfelnacht.

Um dreiundzwanzig Uhr holte man mich aus dem

Schlafsack. Was folgte, war ein Aufstieg durch die ganze dunkle Nacht, auf gefrorener Lava-Asche, in extrem dünner Luft. Die ganze Nacht nur die Hacken des Vordermanns im Blick, Atemgeräusche und etwas Dunst aus den Mündern, der im Schein der Stirnlampen sichtbar wurde. Und mittendrin ich, vom Durchfall geplagt. Deshalb musste die Gruppe immer wieder anhalten. Ständig dachte ich ans Aufgeben, aber dann auch an den Lieblingsspruch eines älteren Freundes, der in schwierigen Situationen immer sagte: „Stur wie ein Panzer.“

Mir ging es nicht gut. Und dennoch: Ich hatte die Kamera in der Hand und vergaß nicht, weiter zu filmen. Bis die kleine Sony mir bei zwanzig Grad minus die Entscheidung abnahm. Sie stellte ihren Betrieb ein. Nicht wegen der Batterie. Nein, sie erzählte mir etwas von einem Softwarefehler. So kann man es auch nennen.

Das Dach Afrikas

Morgens nach Sonnenaufgang stand ich mit meinen Füßen im Schnee am Uhuru Peak. 5.895 Meter hoch. Es wurden Fotos gemacht. Gipfelfotos, wie man sie kennt. Erschöpfte Gesichter, strahlende Augen, das berühmte Holzschild im Hintergrund.

Und dann, als die anderen ein paar Meter weggegangen waren, passierte etwas, das ich nicht geplant und nicht vorhergesehen hatte. Ich bekam da oben, auf dem Dach Afrikas, einen minutenlangen Weinkrampf. Es war das Verrückteste, das ich je in meinem Leben gemacht hatte – dieser Aufstieg, diese Nacht, dieser Berg. Die Emotionen, es waren Glücksempfindungen, mussten einfach raus. Ich versuchte gar nicht erst, das zu verhindern.

Keine Kamera der Welt hätte diesen Moment eingefangen.

Und ich hätte es auch nicht gewollt. Manche Dinge gehören nur einem selbst.

Die Sony spricht wieder

Einen Tag später, am Mweka-Gate auf 1.700 Metern Höhe, sprach die Sony wieder mit mir. Sie wollte allerdings nur in SD filmen, in niedriger Auflösung. Ich habe ihr das verziehen.

Kürzlich habe ich mein Kilimandscharo-Video noch einmal völlig neu geschnitten. Die Gipfelfotos habe ich mit KI in Bewegung versetzt. Nun ist auch der Schaden repariert, den mir die Sony in der Gipfelnacht hinterlassen hat. Die KI-Videosequenzen sehe ich nicht als Fälschung, denn sie zeigen mich und meine Mitstreiter, wie wir uns tatsächlich bewegt haben. Die gesamte Szenerie ist so, wie sie war.

Nur eines habe ich nicht versucht, mit KI nachzustellen. Den Weinkampf auf dem Gipfel. Das bleibt meins.

Es ist nicht die Kamera

Ich hatte an jenem Tag am Kilimandscharo eine kleine Consumer-Cam für ein paar hundert Euro, die bei minus zwanzig Grad den Dienst verweigerte. Und ich hatte damit einen Film gedreht, der funktioniert. Nicht wegen der Technik, sondern trotz der Technik. Weil ich wusste, wie man in Szenen denkt. Weil ich Erfahrung hatte. Weil ich ein Ziel im Kopf hatte.

Meine Tochter hatte im Wald von Kassel eine Kamera, die kleiner und billiger war als meine. Und sie hat Bilder gemacht, die ich übersehen habe. Weil sie hingeschaut hat. Weil sie sich gebückt hat. Weil sie gesehen hat, was da war.

Das teuerste Equipment der Welt macht aus einem blinden

Menschen keinen Fotografen. Und die billigste Kamera der Welt hindert einen sehenden Menschen nicht daran, ein großartiges Bild zu machen.

Es ist nicht die Kamera. Es war nie die Kamera.

Es ist der Mensch dahinter.

Und ob man das auf 5.895 Metern begreift oder einen halben Meter über dem Waldboden – die Erkenntnis ist dieselbe.

Kapitel 25 – Morgen schon fertig

Vielleicht ist es schon vielen Fotografen so ergangen. Man ist nicht immer auf Reisen. Wer leidenschaftlich gerne fotografiert, legt seine Kamera nicht ins Regal, bis der nächste Urlaub ansteht, irgendwo das Kreuzfahrtschiff hupt oder der Flugkapitän die Rollfreigabe erhält und die Triebwerke starten.

Meine eigene Erfahrung beschreibt ein Problem, das jeder kennt, der mit der Kamera lebt. Ich will nicht auf der Couch liegen. Wozu habe ich so eine wunderbare Kamera? Aber wohin jetzt, wohin heute? Keine Lust, weit zu fahren, es muss schon in der Nähe sein. Ein Blick aus dem Fenster. Wie ist das Wetter? Und dann dieser Gedanke, den ich kenne und den vermutlich tausende Fotografen kennen: Ich habe alles weg fotografiert. Es kann nichts mehr da sein, es ist abgegrast. Alles schon auf der Festplatte. Cabo Roig, war ich doch erst letzte Woche. Den Palmenstrand in Punta Prima, davon habe ich schon so viele Fotos. Der Montgó im Abendlicht, ja, schön, aber zum wievielten Mal?

Und dann sehe ich Pavel Kaplun auf YouTube.

Der stellt sich auf eine Kreuzung in Berlin. Rankestraße. Dort habe ich fünfundzwanzig Jahre gelebt. Ach du meine Güte, denke ich, der Mann, der so fantastisch fotografiert, steht auf einer lieblosen Kreuzung in Berlin, Rankestraße. Nicht in Monaco, nicht auf den Lofoten, nicht vor dem Taj Mahal. In der Rankestraße. Er hat eine Kamera dabei und eine 50mm-Festbrennweite. Nichts weiter. Und er bleibt im Bereich dieser Kreuzung und fotografiert. Da steht ein Baum. Er macht eine Nahaufnahme, fokussiert die Rinde. Offene Blende, der Hintergrund verschmilzt in einem

träumerischen Bokeh. Er macht noch mehr solche Fotos. An dieser einen Kreuzung. In der Rankestraße.

Das war eine Lektion, die ich nie vergessen habe. Die Motive gehen nicht aus. Nie. Nicht in der Rankestraße, nicht in Horn-Bad Meinberg, nicht an der Costa Blanca. Sie gehen nur aus, wenn man aufhört hinzusehen.

18.000 Einwohner am Teutoburger Wald

Irgendwann habe ich beschlossen, eine ganz große Dokumentation zu produzieren. Nicht über Spanien, nicht über Dänemark, nicht über eine Landschaft, die einen ohnehin vom Hocker reißt. Sondern über meine Heimatstadt. Horn-Bad Meinberg. 18.000 Einwohner am Fuß des Teutoburger Waldes. Eine Kurstadt, die ihre besten Jahre hinter sich hat und die trotzdem lebt. Noch nie war jemand auf die Idee gekommen, diese Stadt zu porträtieren. Ich bin hier geboren, habe meine Kindheit und Jugend hier verbracht, bis ich als Erwachsener ausgewandert bin in die große Welt, nach Berlin.

Ein Schulkamerad, inzwischen Stadtrat, ebnete mir alle Wege. Alles wurde perfekt geplant und organisiert. Drohnengenehmigungen lagen vor, sogar vom Landesverband. Ich war ausgestattet wie für eine Produktion, die zehnmal so große Städte verdient hätte. Und ich war entschlossen, genau hinzusehen.

Dann stehe ich am Eulenturm auf einer Wiese und baue mein Stativ auf.

Davor sitzen zwei Jungen, vielleicht fünfzehn Jahre alt, auf einer Bank. Sie bemerken bald, was ich da treibe. So viel Respekt hatte ich gar nicht erwartet, denn sie standen tatsächlich auf. Einer kam zu mir. An seiner Sprache merkte

ich, dass er türkischer Herkunft sein muss, aber ganz offenbar in meiner Heimatstadt geboren ist. Das hört man. Horn-Bad Meinberg hat eine türkische Gemeinde, die längst dazugehört.

Der junge Mann fragte höflich: „Darf ich fragen, was Sie da machen?“

Ich antwortete: „Ich bin hier geboren und lebe jetzt in Spanien. Ich drehe eine Dokumentation über meine Heimatstadt.“

Er nickte, ohne besondere Begeisterung zu zeigen, und sagte: „Ach. Dann sind Sie ja morgen schon fertig.“

Ich musste lachen. Er meinte es nicht böse. Er meinte es ehrlich. Was soll man denn schon über Horn-Bad Meinberg filmen? Den Eulenturm. Die Externsteine. Den Kurpark. Morgen fertig.

Drei Stunden später war ich es nicht

Ich wurde nicht morgen fertig. Nicht übermorgen. Nicht in einer Woche.

Die erste Dokumentation wurde eine Stunde lang. Sie zeigte die Stadt auch mit einem Blick in touristischer Hinsicht – die Landschaft, die Sehenswürdigkeiten, das, was man zeigt, wenn man jemandem erklären will, wo man herkommt. „Herr Wilmes. Ihr Video ist hier eingeschlagen wie eine Bombe!“, sagte der Bürgermeister Heinz-Dieter Krüger, als wir uns Monate später im Kurparkzentrum zu einem Gespräch mit dem Kurdirektor trafen.

Aber mir war klar: Da steckte noch viel mehr drin. Also drehte ich eine zweite Dokumentation. Fast zwei Stunden lang. Diesmal keine Außenansicht, sondern eine

Innenansicht. Ich habe ganz genau hingesehen, Menschen porträtiert und viel über die Stadt gezeigt, was in der knappen Stunde der ersten Dokumentation nicht möglich war.

Ernst-August Winter zum Beispiel. Ein Bad Meinberger, der in seinem Lebensmittelgeschäft schon Berühmtheiten wie Kommissar Erik Ode oder den Fernsehstar Vico Torriani bedient und mit Champagner und Schokolade versorgt hatte. Er erzählte mir von der alten Straßenbahn und von Luftangriffen der Alliierten, von der Blütezeit des Kurortes und von Dingen, die sonst niemand mehr erzählen würde. Ernst-August Winter ist inzwischen leider verstorben. Aber in meiner Dokumentation lebt er noch. Er sitzt da, er spricht, er erinnert sich. Und jeder, der den Film sieht, kann ihm zuhören.

Dafür macht man Dokumentationen.

Auf der Bühne

Die Stadt organisierte für die zweite Dokumentation eine richtige Filmpremierre. Im Kurparktheater, im Rahmen eines fünfzigjährigen Jubiläums der Kommunalreform. Geladenes Publikum, ausgewählte Gäste. Etwas Prominenz, auch von außerhalb, und natürlich Menschen, die mit meinen Filmen zu tun hatten oder darin vorkamen.

Am späten Nachmittag vor der Premiere stand ich auf der Bühne. Mit etwas Unterstützung von Powerpoint erzählte ich von mir und vom Making-of. Wie die Idee entstand, wie die Planung lief, was unterwegs passierte.

Und dann erzählte ich die Anekdote von dem Gespräch mit dem netten Schüler am Eulenturm.

„Dann sind Sie ja morgen schon fertig.“

Ein Lachen ging durchs Publikum. Den Wortwitz hatten alle verstanden. Denn hinter mir auf der Bühne stand das Ergebnis: Insgesamt fast drei Stunden Dokumentation über eine Stadt, in zwei Akten, über die ein Fünfzehnjähriger glaubte, man sei morgen schon fertig.

Die Motive gehen nie aus

Was wie ein beiläufiger Scherz klingt, trägt eine Botschaft, die größer ist als diese eine Anekdote. Und eine Erkenntnis, die ich aus dieser Arbeit mitgenommen habe.

Was kann man schon in unserer Stadt fotografieren? Den Mülleimer, aus dem eine leere Weinflasche herausschaut? Den Eulenturm zum hundertsten Mal? Die Externsteine, kann man machen, aber bitte nicht schon wieder.

Nahezu drei Stunden Videodokumentation, und trotzdem ist nur ein Bruchteil gezeigt von dem, was es gibt. Jede Stadt, jeder Ort, jede Kreuzung hat mehr Geschichten, als ein einzelner Mensch je erzählen könnte. Man muss nur hingehen und hinsehen. Und manchmal muss man sich bücken, wie meine Tochter im Wald von Kassel, um den Kobold am Baumstamm zu entdecken.

Horn-Bad Meinberg hat mir das gezeigt. Die Rankestraße hat es Pavel Kaplun gezeigt. Und die Externsteine haben es der Jury des Fotowettbewerbs gezeigt.

Die Motive gehen nie aus. Und wenn du denkst, du hast alles abfotografiert, dann steh auf von deiner Couch, nimm deine Kamera und geh raus. Und wenn du in Berlin bist, dann stell dich auf eine Kreuzung. In der Rankestraße.

Kapitel 26 – Der Virus

Woher kommt eigentlich dieser Anspruch? Dieser Virus, der mich befallen hat und der dafür sorgt, dass ich nicht eher Ruhe gebe, bis ein Ergebnis so gut ist, wie ich es mir vorgestellt habe? Und manchmal besser?

Die Antwort hat einen Namen. Eckhard.

Ein Profi im Wohnzimmer

Zur Wendezeit nach 1989 lernte ich in Berlin durch Zufall einen selbstständigen Kameramann aus dem Westteil der Stadt kennen. Eckhard bekam seine Aufträge nicht nur aus der Industrie, sondern auch vom Fernsehen. Er hatte eine Pilotenlizenz und war offenbar in der Welt schon weit herumgekommen. In seiner Wohnung stand nicht nur professionelle Schnitt-Technik, sondern auch ein sündhaft teurer Sony-Camcorder auf TV-Produktionsniveau. Für mich war das wie ein Blick in eine andere Welt.

Und ich wirkte auf ihn vermutlich wie ein eifriger, aufstrebender Junior mit semiprofessioneller Technik und viel Enthusiasmus. Sonst hätte er sich wohl kaum für mich interessiert. Aber er tat es. Und ich nahm diese kleine Freundschaft dankbar an.

Die Berliner Mauer war gefallen, die Deutsche Einheit noch sehr frisch. Wir drehten gemeinsam im ehemaligen Todesstreifen, obwohl keiner von uns für diese Aufnahmen eine konkrete Verwendung vor Augen hatte. Es war eine historisch unfassbar spannende Zeit und die Motive bröckelten buchstäblich durch ihre Vergänglichkeit. So etwas, das wussten wir, würden wir niemals wieder vor die Kamera bekommen. Da hämmerte ein DDR-Bahnarbeiter

mit einem Vorschlaghammer auf ein Mauerelement ein, während Westberliner Anwohner aus Kladow mit ihren Hunden spazieren gingen, nur wenige Meter entfernt Bewohner aus Sakrow, das auf DDR-Gebiet lag. Zwei Welten, die sich gerade berührten. Und wir standen mit der Kamera dazwischen.

Eckhard war ein Profi. Er sah ständig, wo bei mir noch Luft nach oben war. Er war nicht belehrend, aber stets streng und kritisch in seinen Beobachtungen. Ein Schwenk zu hastig. Ein Schnitt zu früh. Ein Motiv nicht zu Ende gedacht. Das, was er sagte, nahm ich nicht nur hin – ich nahm es gerne an. Denn ich merkte: Jede seiner Korrekturen machte meine Arbeit besser. Nicht ein bisschen besser. Deutlich besser.

Da wurde der Virus übertragen. Der Virus, der dafür sorgt, dass „gut genug“ für mich nie gut genug ist. Ich habe ihn heute noch in mir. Und ich will ihn nicht loswerden.

Eine Kneipe in Adlershof

Weil ich hier gerade so schön Geschichten erzähle, komme ich nicht umhin, noch eine zu erzählen, die eigentlich zu verrückt klingt, um wahr zu sein.

Eckhard arbeitete nicht nur an einem Projekt für die ehemalige Fluggesellschaft Interflug, sondern wirkte auch an TV-Produktionen mit. Der Deutsche Fernsehfunk, wie sich das ehemalige DDR-Fernsehen nannte, drehte damals eine Sendung für den MDR. Sie hieß „Je t'aime – wer mit wem“. Ein Format, in dem Singles sich und ihre Videobotschaften vorstellten, um passende Partner zu finden. Der Moderator war Frank Liehr, dessen TV-Karriere später einen Knick bekommen sollte, weil seine Zeit in der DDR auch in Stasi-Akten gut dokumentiert war. Zu gut, um

nicht aufzufallen.

Ich durfte dabei sein. Eine Kneipe in Berlin-Adlershof diente als Drehort. Dort wuselte alles herum, was eine Fernsehproduktion benötigt. Kameras, Licht, Ton, Regie, Requisite. Eckhard bediente seine Kamera dort nicht selbst, das übernahm ein Kameramann aus dem Team. Aber er war vor Ort, und ich war an seiner Seite.

Und dann entwickelte sich etwas, das eine Anekdote in diesem Buch verdient.

Eckhard hatte den Auftrag, eine andere Produktion auf einem historischen Dampfschlepper auf der Havel zu begleiten. Und er bat mich, an einem Drehtag seinen Job bei „Je t'aime“ zu übernehmen. Ich, der semiprofessionelle Hobbyfilmer aus Spandau, auf einer echten Fernsehproduktion.

Und dann fiel ein Ansteckmikrofon aus. Mitten im Gespräch zwischen Frank Liehr und einer Frau, die auf Partnersuche war. Ich war fassungslos – nicht weil das Mikro ausfiel, das passiert. Sondern weil kein Ersatzmikrofon zur Stelle war. Bei einer Fernsehproduktion.

Sofort nahm ich mich des Problems an. Ein Bruch in einem sehr dünnen Kabel, diagnostizierte ich. Reparabel, wenn man einen Lötkolben hat. Also fragte ich nach einem Lötkolben.

Man wird mir kaum glauben, was dann geschah. Der Regisseur suchte mit Schweißperlen auf der Stirn nach einer Lösung. Mitarbeiter schwärmten aus, um in der Nachbarschaft so ein Ding aufzutreiben. Und dann die Erfolgsmeldung. Jemand kam mit einem Lötkolben herein, mit dem man eine Sanitärfirma hätte glücklich machen

können. Ein Gerät, das eher dafür gedacht war, Kupferrohre zu verbinden als filigrane Mikrofonkabel zu reparieren.

Mir gelang es trotzdem. In kurzer Zeit war das Mikrofon repariert. Die Produktion der Sendung für diesen Tag war gerettet.

Und dann wurde ich belohnt – auf eine Art, die ich nicht erwartet hatte. Als die Sendung abgedreht war, zeigte ich dem Regisseur eine Animation, die ich auf meinem Amiga 2000 erstellt hatte. Einen Jingle, vorproduziert, sendefähig. Er war so begeistert, dass er durch die Kneipe rief: „Was willst du dafür haben?“

Ich nannte einen bescheidenen Preis.

„Das ist gekauft!“

So kam es, dass meine kleine Animation anderthalb Jahre lang regelmäßig vor der Tagesschau im Fernsehen lief. Zwei Herzchen, die aus einem Briefkasten fliegen, sich treffen und sich küssen. Nicht gerade Kubrick. Aber es war im Fernsehen. Und es war meins.

Was von Eckhard blieb

Eckhard und ich haben uns irgendwann aus den Augen verloren, wie das manchmal passiert, wenn das Leben weiterzieht. Aber was er mir in dieser kurzen Zeit mitgegeben hat, ist geblieben. Nicht eine bestimmte Technik, nicht ein bestimmter Trick. Sondern eine Haltung. Die Haltung, dass die eigene Arbeit so gut sein muss, wie man es eben kann. Nicht für den Auftraggeber. Nicht für das Publikum. Sondern für sich selbst.

Das klingt nach einer Kleinigkeit. Aber es ist der Unterschied zwischen jemandem, der Filme macht, und jemandem, der

Filmmacher ist.

Eckhard hat mir diesen Unterschied gezeigt. Und dafür bin ich ihm dankbar. Auch wenn er das vermutlich nie erfahren wird.

Kapitel 27 – Warum ich mein eigener Auftraggeber bin

Es gibt eine Frage, die mir gelegentlich gestellt wird und die ich mir irgendwann auch selbst gestellt habe: Warum verdienst du damit kein Geld? Du hast die Technik, du hast die Erfahrung, du lieferst Ergebnisse auf professionellem Niveau. Warum machst du das nicht beruflich?

Die Antwort ist einfach. Aber der Weg dorthin war es nicht.

Das Musikstudio in Berlin

Schon Anfang der 1990er hatte ich mit einem Musikstudio in Berlin zu tun. Der Inhaber war mir über private Beziehungen bekannt, er wohnte in der Nachbarschaft und hatte dort auch sein Studio. Wir versuchten gemeinsam, Musikvideos zu produzieren – zu einer Zeit, als das Genre gerade seine große Phase überschritten hatte. Die Versuche waren interessant, aber es gelang nicht, ein Plattenlabel dafür zu begeistern, Geld in die Hand zu nehmen. Dazu kam, dass das klassische Musikvideo Anfang der Neunziger bereits auf dem Rückzug war.

Daraus wurde also nichts. Aber etwas blieb hängen: das Interesse am Musikvideo als Form. Die Verbindung von Bild und Musik, von visueller Erzählung und Klang. Dieser Samen lag jahrelang still, bis er viel später, auf ganz anderem Weg, aufgehen sollte.

Dreihundert Euro pro Video

Vor nicht allzu langer Zeit, es war um 2016 herum, entstand zufällig eine Verbindung zu einer deutschen Sängerin und ihrem Vater, der als ihr Manager agierte. Eine Bekannte hier in Spanien war mit den beiden befreundet und stellte den

Kontakt her, weil der Vater jemanden suchte, der Musikvideos produzieren konnte.

Es entstand eine Zusammenarbeit, die sich von Anfang an holprig entwickelte. Meine technischen Möglichkeiten reichten für deren Ansprüche aus, auch wenn sie 2016 noch bei weitem nicht das waren, was ich heute habe. Doch sie wollten für ganz kleines Geld viel Video haben. Dreihundert Euro pro Musikvideo. Das ist, um es freundlich zu formulieren, nicht annähernd das, was der Aufwand rechtfertigt.

Ich willigte trotzdem ein. Nicht weil ich naiv war, sondern weil ich eine Chance sah. Ich hatte lange mit Video pausiert und wollte mich in kurzer Zeit wieder auf ein professionelles Niveau hocharbeiten. Die Rechnung war klar: Die bezahlen wenig, aber ich bekomme Projekte, an denen ich wachse. Und die Rechnung ging auf. Ich investierte in immer bessere Technik und arbeitete mich tatsächlich durch immer bessere Musikvideos wieder schnell auf ein Niveau hoch, das sich mit dem messen konnte, was ich bei YouTube an professionellen Produktionen sah.

Zehn Musikvideos lang funktionierte das.

Dann gerieten wir in Streit. Nicht über Geld, nicht über kreative Differenzen im engeren Sinne. Sondern über Haltung. Ich verlangte von den beiden dieselbe Professionalität, die ich von mir selbst verlangte. Wenn ich Zeit und Geld investiere, in Vorbereitung, in Technik, in Nachbearbeitung, dann erwarte ich auch von meinem Auftraggeber, dass er die Sache ernst nimmt. Der Vater und Manager wollte aber immer, dass alles schnell geht. Höchstens eine Stunde drehen, maximal zwei, den Rest zaubere ich dann am Schnittplatz. So funktioniert das nicht.

Nicht bei mir.

Die Zusammenarbeit endete. Ohne Drama, aber mit einer Klarheit, die vorher nicht da war.

Die Erkenntnis

Denn mir wurde etwas bewusst, das über diese eine Erfahrung hinausging. Wir leben in einer Welt, in der viele Menschen viel für wenig Geld haben wollen. Das ist kein Vorwurf, das ist eine Beobachtung. Und es steht in fundamentalem Widerspruch zu dem, was ich unter guter Arbeit verstehe.

Ein gutes Musikvideo braucht Vorbereitung. Es braucht Planung, Drehbuch, Location-Scouting, mehrere Drehtage, sorgfältige Nachbearbeitung. Ein guter Film braucht dasselbe, nur in größerem Maßstab. Und eine gute Dokumentation braucht darüber hinaus Recherche, Vertrauen der Protagonisten, Zeit vor Ort und die Bereitschaft, Szenen zu verwerfen, die nicht funktionieren, auch wenn sie den ganzen Tag gekostet haben.

All das lässt sich nicht in ein Budget von dreihundert Euro pressen. Und es lässt sich auch nicht in einen Zeitrahmen pressen, den jemand anderes vorgibt, der die Arbeit nicht selbst macht.

Mir wurde klar: Videos, die mich glücklich machen, kann ich nur erstellen, wenn ich selbst mein Auftraggeber bin. Wenn ich selbst entscheide, wie lange ein Dreh dauert. Wenn ich selbst entscheide, ob eine Szene noch einmal gemacht werden muss. Wenn ich selbst entscheide, wann ein Film fertig ist – und wann nicht.

Es führte kein Weg daran vorbei. Ich beschloss, keine Aufträge mehr gegen Geld anzunehmen. Keine

Musikvideos für andere. Keine Imagefilme. Keine Hochzeitsvideos. Nichts, bei dem jemand anderes bestimmt, was gut genug ist.

Der Preis der Freiheit

Das hat natürlich einen Preis. Meine Frau und ich finanzieren alles selbst. Die Ausrüstung, die Reisen, die Software, die Lizenzen, die Zeit. Nichts davon wird durch Einnahmen aus der Film- oder Fotoarbeit gedeckt. Es ist eine Entscheidung, die man sich leisten können muss – nicht nur finanziell, sondern auch mental. Denn es bedeutet, dass der einzige Maßstab für Erfolg nicht in Euro gemessen wird, sondern in der Frage: Bin ich zufrieden mit dem, was ich gemacht habe?

Das klingt nach Luxus. Und ja, es ist einer. Aber es ist auch die einzige Art, wie ich arbeiten kann, ohne dass die Arbeit ihre Seele verliert. Sobald jemand anderes entscheidet, was gut genug ist, beginnt der Kompromiss. Und Kompromisse sieht man. In jedem Schnitt, in jeder Szene, in jedem Moment, in dem man weiß: Das hätte besser sein können, aber die Zeit war um oder das Budget war alle.

Ich will diese Momente nicht. Nicht mehr.

Und vielleicht ist genau das die Voraussetzung, die alles andere ermöglicht hat. Die großen Dokumentationen, die eigene Musik, die Webseite als Werkstatt, dieses Buch. All das konnte nur entstehen, weil irgendwann die Entscheidung fiel: Ich mache das für mich. In meinem Tempo. Nach meinen Maßstäben.

Die dreihundert Euro pro Musikvideo waren das Lehrgeld. Im doppelten Sinne.

TEIL VIII – DIE GROSSEN PROJEKTE

Kapitel 28 – Ein Dokumentationsprojekt ist kein Selbstläufer

Es geht bei mir immer um „All-in-One“. Damit meine ich, dass es mir seit meinen Anfängen als junger Mann eine große Freude bereitet, möglichst alles, was mit einem Projekt zu tun hat, selbst zu machen. Schon als Kind sah ich gerne Dokumentationen darüber, wie Filme entstehen. Da ich keine Spielfilme produziere, sondern mein Schwerpunkt Dokumentationen sind, ist die Bandbreite längst nicht so umfangreich wie bei einer Kinoproduktion. Mit anderen Worten: Das kann man schon alles hinkriegen. Und es ist im Grunde auch völlig normal, denn nahezu jeder Freizeit- und Hobbyfilmer geht so vor. Was sich bei mir über die Jahre entwickelt hat, ist der Ehrgeiz, bei der Ausführung jedes einzelnen Gewerks ein Niveau zu erreichen, das den Profis zumindest nahekommt oder, wenn möglich, sogar entspricht.

Nun ist das nicht ganz fair den Profis gegenüber. Denn ich will damit kein Geld verdienen, stehe nicht unter Produktionsdruck, habe keinen Chef im Nacken und keine zwingende Terminplanung. Die Wünsche von Investoren müssen bei mir nicht berücksichtigt werden, da es keine gibt. Meine Arbeit ist tatsächlich Low Budget, obwohl die Projekte keineswegs kostenlos sind. Ich habe darüber nie Buch geführt und kann nur erahnen, dass sie mich über die Jahre schon sehr viel Geld gekostet haben. Geld, das meine

Frau und ich selbst aufbringen, ohne dass irgendjemand einen Cent dazugibt.

Das Zweipersonenteam

Und damit bin ich bei einem Punkt, der in diesem Buch nicht fehlen darf. Dass ich alles alleine mache, stimmt nämlich nicht.

Ohne die Unterstützung meiner Frau wären die Projekte in dieser Form nicht stemmbar. Das beginnt schon bei der Idee. Was ich machen möchte, kann nur in Einklang mit ihr funktionieren und braucht deshalb eine gemeinsame Basis. Wir sind seit 2009 ein Team. Und auch früher, in meiner ersten Ehe, musste ich stets Familienbelange berücksichtigen. Ich konnte unmöglich das Wohl meiner Frau und meiner Kinder hintanstellen. Das ist heute im Zweipersonenteam ganz genauso.

Ein Projekt kostet nicht nur Geld, sondern auch Zeit. Gemeinsame Zeit. Wenn es dabei um Reisen geht – und bei den meisten Projekten spielt die Reise die Hauptrolle –, dann kann das nur dort stattfinden, wohin sie auch reisen will. Mein großes Glück ist, dass wir mit unseren Interessen und Vorlieben meist nicht weit auseinanderliegen und der Weg zum gemeinsamen Nenner gute Aussichten auf Erfolg hat.

An einer Reise hängt mehr dran, als man von außen sieht. Der Ort muss stimmen und die Art der Unterkunft muss passen. Das erzwingt sorgfältige Planung. Ein Fahrzeug vollgestopft mit teurem Videoequipment kann man nicht irgendwo auf der Straße stehen lassen. Die Hotels auf den Reiserouten müssen nicht nur einen sicheren Parkplatz haben, sondern auch so beschaffen sein, dass die wertvollsten Geräte ohne übermäßige Anstrengung ins

Hotelzimmer gelangen und morgens auch wieder zurück ins Fahrzeug. Wer schon einmal mit dreißig Kilo Kameraausrüstung in der dritten Etage eines Hotels ohne Aufzug gestanden hat, weiß, wovon ich spreche. Meine Frau ist sehr routiniert darin, diese Aspekte im Auge zu haben und zu organisieren. Ohne sie würde manches schiefgehen, was bisher gutgegangen ist.

Vom Funken zur Flamme

Der gesamte Ideenfindungsprozess ist ein gemeinsamer. Bedenken werden besprochen, Probleme gelöst, Routen geplant, Alternativen abgewogen. Das kann man nicht allein, es erfordert die Klugheit eines Partners, der nicht in denselben Gedankenspiralen steckt wie man selbst. Meine Ideen durchlaufen alle einen Feedbackprozess. Das filtert, das schärft, und das macht ein Ergebnis erst umsetzbar. Nur wenn dann alles stimmig ist, kann ein großes Projekt beginnen.

Manchmal sind es lang gehegte Wünsche, irgendwann etwas Bestimmtes machen zu wollen. Sie schlummern im Hinterkopf, manchmal über Jahre, und dann geraten sie plötzlich in den Fokus. Eine Reiseplanung fällt zusammen mit dem richtigen Zeitfenster, das Wetter stimmt, die Recherche ergibt, dass jetzt der richtige Moment ist – und dann geht es los.

Und dann gibt es die spontanen Eingebungen. Die Projekte, die ich gar nicht auf dem Zettel hatte und die mich trotzdem finden. Denn manchmal mischt sich das Leben einfach ein und bringt ein Motiv mit, das man nicht geplant hatte.

Genau das passierte bei meinem Projekt Dénia 3.0, über das ich gleich erzählen will. Als die Dreharbeiten bereits liefen, mischte sich plötzlich eine spanische Straßenbahn

ein. Die TRAM von Alicante nach Dénia. Ein Video, das gar kein Megaprojekt ist, aber seit seiner Veröffentlichung 2024 unangefochten die klare Nummer eins in den Charts meiner YouTube-Videoaufrufe.

Doch der Reihe nach.

Kapitel 29 – Dénia 3.0 – Ein ganzes Jahr

Manche meiner Arbeiten haben die Bezeichnung „Mega-Projekt“ wirklich verdient. Erzählen möchte ich hier nicht den gesamten Inhalt, denn jeder kann sich das Ergebnis jederzeit anschauen. Es benötigt nur eine Stunde und zehn Minuten Zeit. Wer sich das gönnt, weiß nicht nur, was über ein ganzes Jahr betrachtet in der kleinen und zauberhaften Hafenstadt an der nördlichen Costa Blanca geschieht, sondern ist nach den Schlussakkorden meiner Hard-Rock-Version von „Heilige Nacht“ auch ein Spanienkenner, selbst wenn er niemals dieses Land betreten hat. Dabei gibt es im gesamten Werk nicht ein einziges Interview – und dennoch lernt man die Menschen kennen und weiß, wie sie ticken.

Bevor ich erzähle, wie das Projekt entstand und gedieh, möchte ich mir erlauben, ein paar Kommentare zu zeigen. Sie sollen verdeutlichen, dass es auf YouTube auch gutes Fernsehen zu sehen gibt, auch wenn man etwas suchen muss.

„Gekonnt ist gekonnt. Die Aufnahmen, der Sprecher, der Text, die Sprache, der Schnitt, Sound etc. Absolut professionell. Bitte mehr davon!“

„Wilmes, Danke für den wunderbaren Film über Dénia. Du hast viele interessante Orte gezeigt, qualitativ gefilmt, vertont und die Musik stimmt überein. Es ist eine große Arbeit. Möge noch mehr Menschen unser schönes Dénia sehen.“

„Mega Geil gemacht. Der Film ist der Hammer. Die Musik überdimensional. Top! 1A.“

Tolles Video, schöne Bilder und gute Erklärungen. Lerne auf

diese Weise die Gegend kennen. Ich liebe Dénia auch seit einem Jahr. Großartig auch die mit KI gemachten Lieder. Passt echt prima. Danke für die tolle Darbietung. @Janvonhoff

Ein Kommentar, der ein einziges Wort enthält, das mich mehr berührt hat als alle anderen zusammen. Jemand nannte mein Video eine „Darbietung“. Manchmal braucht es nur ein Wort, und man realisiert, dass sich die Arbeit eines ganzen Jahres gelohnt hat. All die Mühen, die vielen Kilometer, der Kraftaufwand und die Kosten. Ein Wort. „Darbietung“

Dafür mache ich das.

Wo alles begann – Dénia 1.0

Das Mega-Projekt hat seinen Ursprung genau zehn Jahre vor diesem Film. Ich war nach Dénia gezogen und sofort in diese Stadt schockverliebt. Als ich seit langer Zeit wieder eine Videokamera in den Händen hielt – diesen Panasonic-Henkelmann –, war der Gedanke sofort da: Ich mache eine Doku.

Obwohl ich Jahrzehnte zuvor schon Reisedokumentationen gedreht hatte, traute ich mich damals nicht, ein Video über Spanien mit Kommentar zu produzieren. Trotzdem wollte ich es professionell angehen. So entschloss ich mich 2014, Dénia über ein ganzes Jahr zu dokumentieren und alles festzuhalten, was diese Stadt ausmacht. Ein Jahr, und dennoch so kompakt wie möglich.

Das 21-Minuten-Video wurde für mich ein richtiger Erfolg.

Es ist bis heute mit 107.000 Aufrufen seit Beginn das meistgesehene auf meinem YouTube-Kanal, obwohl es nachfolgende Produktionen gab, die technisch deutlich besser sind. Im Jahr 2023 nahm ich mir das neun Jahre alte Video noch einmal vor, brachte es mit KI-Technik auf 4K, mischte zum Teil neue Musik darunter und kommentierte es behutsam, ohne den Ursprungscharakter zu zerstören. Das war Dénia 2.0.

Und dann, es war der Herbst 2023, suchte ich nach einer neuen Herausforderung.

Der Moment am Küchentisch

Ich hatte meine zweite Dokumentation über meine Heimatstadt Horn-Bad Meinberg abgedreht, nahezu zwei Stunden Film, und brauchte etwas Zeit zum Durchatmen. Aber dann wollte ich etwas Großes.

Ich fragte meine Frau: „Was würdest du davon halten, wenn ich ein neues Video über Dénia drehe?“

Fragend blickte sie mich an. Dann verschränkte sie ihre Arme.

Ich fuhr fort: „Ein ganzes Jahr Dénia. Von Januar bis Dezember.“

Ich sah, dass sie schluckte und es in ihrem Kopf zu arbeiten begann. Es war förmlich zu spüren, wie sie überschlug, was das für uns bedeuten würde. Ein ganzes Jahr? Immer wieder nach Dénia fahren, hundertachtzig Kilometer hin, hundertachtzig zurück. Hotels buchen. Wie oft müssen wir dort sein? Wie lange? Keine andere Reise in diesem Jahr? Was kostet das alles?

Wir schwiegen uns an. Man hätte eine Stecknadel fallen

hören können.

Dann antwortete sie: „Ja, das klingt interessant.“

Sie nahm sich ihr Tablet und fing an, mit dem Finger über die Glasplatte zu wischen.

In diesem Moment wusste ich: Das Projekt war geboren.

Planung ist alles

Hier muss ich erklären, dass ich zwölf Jahre in Dénia gelebt habe, von 2003 bis 2015. Dann übergaben die Eltern meiner Frau uns ein Haus in Orihuela Costa, hundertachtzig Kilometer südlich von Dénia gelegen. Ich kenne diese schöne Stadt Dénia in der Marina Alta also nicht als Tourist, sondern als jemand, der dort gelebt, eingekauft, gefeiert und Freundschaften geschlossen hat. Das ist ein enormer Vorteil bei der Planung, denn ich weiß, was wann passiert, welche Feste in welchem Monat stattfinden, wo das Licht am Morgen am schönsten ist und wo man am Abend besser nicht filmt, weil der Wind vom Meer her die Mikrofone unbrauchbar macht.

Bereits feststehende Veranstaltungstermine gaben den Rahmen vor. Die Fallas im März, Moros y Cristianos im August, die Fiesta Mayor im Juli – das sind Fixpunkte, um die herum alles andere geplant werden muss. Und auch unsere eigenen Pläne mussten geprüft werden und zeitlich hineinpassen.

Im Fall von Dénia gab es wenig Schwierigkeiten zu meistern, bis auf eine: Im Vorjahr hatte ich „Horn-Bad Meinberg – Meine Stadt“ veröffentlicht, und nun stand die Nacht der Kulturen in meiner Heimatstadt an. Diesen Termin konnte ich nicht sausen lassen. Aber genau zum selben Zeitpunkt fand in Dénia die Fiesta Mayor statt, die etwas mehr als eine

Woche dauert und den Höhepunkt des Jahres ausmacht. Die Lösung: eine Flugreise. Professionelle Planer kennen das. Mega-Projekte gleich Mega-Kosten und Stress. Aber es funktionierte.

Die Werkzeuge

Zur technischen Ausstattung muss ich nicht alles im Detail erzählen, aber ein paar Worte verdient sie doch, denn sie zeigt, wie ein Einzelkämpfer arbeitet, der keine Crew hat, die ihm Koffer trägt.

Die Drohne gehört dazu. Zur Planung gehört, genau zu prüfen, wo und wann was möglich ist. Die geschützten Naturparks sind tabu. Ansonsten muss ich mich an die Flugregeln halten. Ich habe die nötige Fernpiloten-Lizenz und die Registrierung und muss mich vor jedem Flug informieren, ob es Einschränkungen gibt.

Ich filme mit zwei hochwertigen Lumix-Kameras und einer ganzen Serie verschiedener Objektive. Eine Kamera ist stets auf dem professionellen Gimbal montiert, die andere ist für die freie Hand. Dazu kommt eine Actioncam, falls es mal nass oder holprig wird.

Und dann ist da mein Henkelmann. Ein professioneller Canon-Camcorder mit Schultergriff. Was viele Videofilmer nicht verstehen können, ist meine nicht nachlassende Liebe zu diesem Gerät. „Run and Gun“ ist das Hauptmotiv, damit zu filmen. Der blitzschnelle Einsatz mit dem integrierten ND-Filter ermöglicht, in Sekunden einsatzbereit zu sein und sich plötzlich bietende Motive nicht zu verpassen. Und wenn das Ding auf meinem Sachtler-Stativkopf eingeklinkt ist, sind superprofessionelle Schwenks und ein butterweicher Motorzoom die Voraussetzungen für einen beeindruckenden Shot, wenn ein Schiff herannaht, eine

Bahn um die Ecke kommt oder ein fliegendes Objekt zu verfolgen ist. Ich liebe das. Old School, ja. Aber Old School funktioniert.

Die Tontechnik verdient eine Erwähnung, denn ich habe in diesem Buch viel über die Bedeutung von Ton geschrieben. Gute Richtmikrofone, ein Interview-Handmikrofon mit Funk und zwei Funkstrecken für verschiedene Ansteckmikros, auf die ich nicht mehr verzichten kann. Wer sich erinnert, was ich in Kapitel 13 über den O-Ton gesagt habe – hier ist die Konsequenz in Hardware.

Der Teleprompter

Wenn man, wie ich, oft über Qualität nachdenkt, wird ein technisches Gerät manchmal zur Gradwanderung. Gekauft habe ich mir den Teleprompter, weil es Situationen gibt, wo jedes Wort sitzen muss. Das war in meiner Dokumentation über Horn-Bad Meinberg so, als ich meinen Standpunkt zur kritischen Situation der Altstadt mit Leerstand und zu hohem Anteil an Migranten vor der Kamera abgeben wollte. Das ist scheinbar vermintes Terrain, da muss jedes Wort sitzen.

Die Arbeit mit einem Teleprompter wirkt auf den ersten Blick technisch, fast mechanisch. Ein Text läuft, man liest ihn, die Kamera zeichnet auf. Doch in Wirklichkeit passiert etwas ganz anderes. Der Teleprompter schafft eine merkwürdige Nähe zwischen Gedanken und Sprache. Er zwingt dazu, Worte nicht nur zu formulieren, sondern sie im Moment des Sprechens zu durchdringen. Der Blick bleibt in der Kamera, beim Gegenüber, beim späteren Zuschauer.

Wenn es gut funktioniert, verschwindet die Technik. Dann entsteht der Eindruck, als würde jemand frei sprechen, obwohl jedes Wort bereits da ist. Doch genau hier liegt auch

die Schwierigkeit. Man muss aufpassen, dass es nicht abgelesen wirkt. Das erfordert einige Übung.

Mir ist das in dem Fall gut gelungen, obwohl ein Zuschauer, der genau hinsieht, trotzdem bemerkt, dass sich die Augen des Sprechers horizontal bewegen.

Ich benutze meinen Teleprompter inzwischen nur noch selten und bevorzuge lieber das freie Sprechen. Das bedeutet für mich aber auch, dass ich oft viele Versionen aufzeichnen muss, bis ich den perfekten Take habe. Dafür wirkt meine Moderation aber deutlich natürlicher. Mehr Arbeit, mehr Anstrengung, aber auch höhere Qualität.

Was für mich nicht in Frage kommt, sind sogenannte Jump-Cuts. YouTube ist voll davon. Die „Content Creator“ sprechen unaufhaltsam und ständig hüpfte das Bild, weil sie alles herauschneiden, was nicht gelungen ist. Sie verkaufen einem die Jump-Cuts als moderne Aufzeichnungsmethode.

Ok, ich bin vielleicht Old-School. Aber für mich gilt, den Zuschauer mit Respekt zu behandeln. Ihm Qualität zu bieten, ist für mich eine Respektsbekundung. In den Videos über Dénia gibt es nur frei gesprochene Moderationen und dabei will ich künftig auch bleiben.

Ein Jahr in einer guten Stunde

Wer nun wissen will, wie das Jahr in Dénia verlaufen ist, schaut sich am besten das Video an, denn es ist selbsterklärend. Von der Anlandung der drei Könige aus dem Morgenland am 5. Januar, die mit dem Schiff über das kalte Mittelmeer gekommen sind bis zur Heiligen Nacht im Dezember. Die Fallas mit ihren brennenden Figuren, der Hafen im Frühling, die Fischer am Morgen, die Feste im

Sommer, die Stille im Herbst, wenn die Touristen verschwunden sind und die Stadt wieder den Einheimischen gehört. Ein ganzes Jahr, komprimiert auf eine Stunde und zehn Minuten.

In Wahrheit hatte ich mit den Dreharbeiten schon im Dezember 2023 begonnen, ein Griff in die Filmer-Trickkiste, mit der Nit de la Lum, der Nacht der Lichter, die immer Anfang Dezember stattfindet.

Von Anfang an beruhte die gesamte Planung auf dem Ziel, das Video noch vor dem Jahresende zu veröffentlichen. Ich wollte den Menschen damit ein Geschenk machen, diese Szenen bereits zu Beginn der Weihnachtszeit genießen zu können. Und das konnte ich dann tatsächlich wie geplant realisieren.

Das Video wurde am 12. September 2024 veröffentlicht.

Eines kann man in dem Film nicht sehen: Dass mir mitten in der Produktion eine Straßenbahn in das Projekt gefahren ist. Wortwörtlich.

Aber davon mehr im nächsten Kapitel.

Kapitel 30 – Die Straßenbahn, die sich einmischte

„Klasse Video! Hätte ja nicht gedacht, dass mich eine Tram in Spanien interessiert, aber wir waren von der ersten bis letzten Sekunde dabei!"

Genau. Das ist der Punkt. Hätte ja nicht gedacht. Ich auch nicht.

Ich stand am 6. Januar 2024 am Bahnhof in Dénia und erfreute mich an dem Anblick der schönen, weißen und modernen TRAM. Sie sah nigelnagelneu aus. Dabei kannte ich andere Zeiten. Ich hatte bis 2015 genau an diesem Bahnhof gewohnt. Ich fühle noch, wie es war, wenn mich am Morgen das dumpfe Brummen der alten Dieselmotoren aus dem Schlaf holte, die man warmlaufen ließ, bevor die erste Fahrt des Tages begann.

Lange Zeit fuhr dann keine Bahn mehr. Man hatte beschlossen, die gesamte Strecke von Alicante bis Dénia zu modernisieren. Fünfundneunzig Kilometer Gleise mit Brücken, Viadukten und Tunneln. Eine Mammutaufgabe, die Jahre dauerte.

Und jetzt stand sie da. Weiß, leise, modern. Und sie kam aus genau der Richtung, die ich in diesem Jahr ohnehin häufig fahren würde.

Plötzlich diese Idee.

Hat denn überhaupt schon jemand diese Bahn vernünftig dokumentiert? Ich wusste es nicht. Und ich wollte es in diesem Moment auch gar nicht beantwortet haben. Denn die Entscheidung war bereits gefallen. So wie immer bei mir – das Gefühl war schneller als der Verstand.

Deutscher Gründlichkeit zum Trotz

Ein weiteres Projekt musste nun in meinen ohnehin prallvollen 2024er-Zeitplan gepresst werden. Und auch hier, ich nehme es vorweg, war es wieder so: Ich fange etwas an, ohne zu wissen, was daraus wird. Das, was in mir steckt, kann doch unmöglich deutscher Herkunft sein. Sonst würde ich doch erst alle Fragen klären und alle Risiken abchecken, um dann die Idee wieder zu verwerfen. Oder ich würde das in zehn Jahren drehen. Aber da waren keine Zweifel. Mein Vater war ein Bochumer und meine Mutter eine Detmolderin. Merkwürdig.

Zunächst benötigte ich eine Erlaubnis, denn ich musste für dieses Projekt Bahnhöfe und Haltestellen einbeziehen und auch mit der Drohne nah an die Strecke heran. Das geht nicht ohne Zustimmung der Bahngesellschaft FGV. Meine Anfrage in Alicante wurde schnell und mit einer ausdrücklichen Empfehlung an die Zentrale nach Valencia weitergeleitet. Man schrieb mir, dass man sich freue, dass ich dieses Projekt machen wolle. In der Bahn selbst dürfe ich nicht filmen, aber sonst sei alles in Ordnung.

Ich jubelte innerlich, denn genauso wollte ich es haben. In der Bahn aufzeichnen wollte ich ohnehin nicht, allein aus Respekt vor den Fahrgästen.

Achtzehn Minuten Costa Blanca

Mein Plan war klar: Ich verfolge die Bahn, wenn sie hinter dem Ausgangs-U-Bahnhof Alicante-Los Luceros das Licht der Costa Blanca erblickt, mit der Kamera bis nach Dénia. Keinesfalls wollte ich der üblichen Machart folgen, die immer so aussieht: Man zeigt eine Reise und stellt dann links und rechts Menschen vor, die dort wohnen und töpfern, Gemüse anbauen und andere Dinge tun. Genau

das wollte ich nicht.

Mein Video sollte kurz und knackig sein. Einige ausgesuchte Highlights neben der Strecke zeigen, die man vom Bahnsteig schnell zu Fuß erreichen kann. Und bevor der Zuschauer die Umgebung vollständig erfasst hat, fährt die Bahn auch schon wieder los. Tempo, Rhythmus, Bewegung. Wie die Fahrt selbst.

Wer nach achtzehn Minuten aus meinem Video aussteigt, befindet sich nicht nur am Hafen von Dénia, sondern hat eine der schönsten Bahnstrecken Spaniens gesehen. Brücken, Viadukte, atemberaubende Schluchten, Drohnenshots, die ein Kommentierender als „genial“ bezeichnete, und kennt jetzt die Stellen, an denen sich das zwischenzeitliche Aussteigen lohnt.

Der Kölner Dom in Benidorm

Aber was wäre so ein Kapitel, wenn ich nicht noch eine Anekdote hätte.

Kurz zuvor war mir bei YouTube ein Wohnmobil-Reisevideo vor die Augen geraten. Ich schaue dieses Genre nicht oft, obwohl manche Videos es durchaus verdient hätten. Das Video, von dem ich spreche, gehört nicht dazu. Ein Kölner Pärchen, mit reichlich Arroganz gesegnet, parkte in Alicante für einen schnellen Bummel. Dann sprachen sie von einer „versifften Stadt“ und waren bei der Aussicht vom Castillo empört, dass keine einzige Kirche die Häuser überragt.

Dieses Erlebnis beeinflusste mein TRAM-Video. Auch in Benidorm zeigte ich kurz, was es unweit vom Bahnhof in diesem Manhattan der Costa Blanca zu sehen gibt. Mein Drohnenflug zeigte aus niedriger Höhe das Stadtpanorama mit der beeindruckenden Skyline. Und dann erinnerte ich in

meinem Kommentar an die wunderbare Kölner Mundart-Band „Bläck Fööss“ und deren „Et Spanien Leed“. Sie sangen darin: „He fählt nur vum Balkon, die Aussich op d'r Dom!“

Genau an dieser Stelle meines Kommentars ließ ich den Kölner Dom aus dem Boden von Benidorm wachsen. Maßstabsgetreu.

Das Problem: Der Dom wirkte in der Hochhauswelt von Benidorm optisch eher niedlich. Er war schlichtweg nicht hoch genug.

Sollte das Kölner Pärchen mein Video jemals sehen, werden sie ganz sicher nicht nach Benidorm fahren. Ich würde das auch gar nicht schlimm finden. Es gibt so viele andere schöne Länder, in denen sich landestypische Bauweisen bemängeln lassen.

Der überraschende Nummer-eins-Hit

In der Musikwelt kennt man das Phänomen: Songschreiber und Interpreten sind immer wieder überrascht worden, dass ausgerechnet eines ihrer Lieder, von dem sie es am wenigsten erwartet hätten, ein Hit wird. Die B-Seite einer Single, die Zugabe am Ende eines Albums, der Song, den man fast wieder gelöscht hätte.

Genauso erging es mir mit dem TRAM-Video. Es ist kein Mega-Projekt. Achtzehn Minuten, gedreht in wenigen Tagen, eingeschoben in einen Zeitplan, der eigentlich schon voll war. Kein dramatischer Spannungsbogen, keine persönliche Geschichte, keine Musik, die Gänsehaut erzeugt. Einfach eine Straßenbahnfahrt entlang der Costa Blanca.

Und trotzdem: Seit es im Frühjahr 2024 online ging, ist es

mit Abstand mein meistaufgerufenes Video in Bezug auf den Zeitraum und geht auf die 50.000 Aufrufe zu. Mit einem gleichmäßig linearen Anstieg steht es seitdem unangefochten auf Platz eins in jedem einzelnen Monats-Chart meines Kanals.

Warum? Ich weiß es nicht genau. Vielleicht, weil die neue Strecke viele Menschen neugierig macht, die sie noch nicht gefahren sind. Vielleicht, weil achtzehn Minuten genau die richtige Länge sind, um nicht abzuschalten. Vielleicht, weil kurz und knackig manchmal mehr wirkt als eine Stunde und zehn Minuten. Vielleicht, weil die Spanier hier in der Region sehr stolz auf ihre Bahn sind. Vielleicht auch einfach, weil eine weiße Straßenbahn, die durch Schluchten und über Viadukte fährt, an einer Küste entlang, die in der Sonne leuchtet, etwas hat, dem man gerne zusieht.

Manchmal mischst du dich nicht in ein Projekt ein. Manchmal mischt sich ein Projekt in dein Leben ein. Und wird dein größter Hit.

Kapitel 31 – Jahrmlionen

Vielleicht war es die Lust, Grenzen auszutesten. Was kann ich als Einzelkämpfer leisten, wenn ich mir nichts vornehme, was schnell geht und viele Klicks bringt, sondern etwas, das groß ist, schwer und für mich?

Nach einer Zeit mit kleineren Projekten war der Drang nach frischer Luft und Freiheit sehr groß. Nicht die Freiheit des Meeres und der Strände, die kennt hier jeder. Sondern die Freiheit der Berge. Jenes gewaltigen Hinterlandes der Costa Blanca, das die meisten Touristen nie zu Gesicht bekommen, weil sie den Küstenstreifen nicht verlassen.

Das unsichtbare Land hinter der Küste

Die Costa Blanca ist ein Name, den die Tourismusgeographen der Provincia Alicante gegeben haben. Die meisten Menschen verbinden damit Strand, Sonne und Meer. Und damit liegen sie nicht falsch, aber sie liegen auch nicht richtig. Denn hinter dem schmalen Küstenstreifen öffnet sich ein Land, das mit dem Postkartenbild der Costa Blanca so viel zu tun hat wie die Alpen mit dem Bodensee.

Von Dénia im Norden bis Pilar de la Horadada im Süden sind es hundertfünfunddreißig Kilometer Luftlinie. Von Villena im Westen bis zum Cabo de la Nao hundertzehn. Mal abgesehen vom Küstenstreifen ist die Region bergig, in der Spitze bis zu 1.558 Meter hoch. Schluchten, Stauseen, verfallene Burgen, maurische Dörfer, Tropfsteinhöhlen, prähistorische Felsmalereien, Schneespeicher aus Jahrhunderten, in denen es hier oben kälter war als heute. Eine Landschaft, die in Jahrmlionen geformt wurde und die in ihrer Wucht und Stille nichts mit dem zu tun hat, was

man unten am Strand sieht.

Bevor ich mir vornahm, diese Region den Menschen in einem einzigen Video vorzustellen, stellte ich mir eine nüchterne Frage: Wen interessiert das?

Die Antwort war ernüchternd. Die Hauptbesiedlung liegt am Küstenstreifen. Das Hinterland besteht aus Dörfern und kleineren Städten. Der Tourismus tobt am Meer. Videos über Dénia, Alicante und Torrevieja sprechen viele Menschen an. Ein Video über Berge, Schluchten und verlassene Burgen spricht wenige an. Wer Aufrufzahlen im Fokus hat und das in Relation zum Aufwand setzt, lässt die Finger davon.

Da du aber vermutlich bis hierhin gelesen hast, weißt du ganz genau, wie ich mich entschieden habe.

Mit dem besten Freund unterwegs

Mehr als jedes andere Video – mal abgesehen vom Kilimandscharo – habe ich dieses Projekt für mich gemacht. Wer es einschaltet, möge sich in meinen Kopf versetzen und es mit meinen Augen anschauen.

Ich war mit mir und meinem besten Freund, der Kamera, unterwegs auf Bergen und in Tälern. Die einzigartige Natur, die vielen Bergwanderungen, die Sichten und Momente abseits des Touristentrubels waren ein Hochgenuss.

Guadalest, hoch oben auf einem Felsen thronend, mit seinem Stausee in unwirklichem Türkis. Die Castillos von Sax und Biar, auf Hügeln sitzend wie steinerne Wächter über ein Land, das einmal maurisch war. Das Jalón-Tal zur Mandelblüte, wenn die Bäume in einem Rosa stehen, das man mit keiner Kamera so einfangen kann, wie es das Auge sieht. Die Sierra de Aitana, der höchste Punkt der Provinz,

von dem aus man an klaren Tagen sowohl das Meer als auch das weite Landesinnere sehen kann. Der Aufstieg zum Pico Teix mit dem historischen Schneespeicher Gran Cava, in dem man vor Jahrhunderten Eis für die Küstenstädte lagerte. Der Barranc de l'Infern, die Schlucht der Hölle, die nicht nach Hölle aussieht, sondern nach stiller Erhabenheit. Die Felsmalereien von Pla de Petracos, Tausende von Jahren alt, an einer Felswand, an der die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Und das maurische Dorf L'Atzuvieta, verlassen und verfallen, aber in seinen Grundmauern noch lesbar wie ein Buch, das niemand mehr aufschlägt.

Ich bin durch Täler gewandert, in denen ich stundenlang keinem Menschen begegnet bin. Ich habe an Stauseen gestanden, deren Wasser so still war, dass sich die Berge darin präsentierten wie in einem Spiegel, der die Welt auf den Kopf stellt. Ich habe auf Gipfeln gestanden und in alle Richtungen geschaut und gewusst: Das hier filmt niemand. Nicht weil es nicht schön genug wäre, sondern weil niemand den Aufwand auf sich nimmt, hierher zu kommen.

Genau deshalb war ich hier.

Achtundfünfzig Minuten Stille und Wucht

Es entstand ein bildgewaltiges Video. Achtundfünfzig Minuten lang, mit Erklärungen und Erzählungen zu den Orten und ihrer Geschichte. Durch die Eindrücke in der Tropfsteinhöhle Cova de les Calaveres und die Dinosaurierskulpturen, die wie aus einer anderen Epoche in die Landschaft gestellt wirken, nannte ich meinen Film „Jahrmillionen“. Er endet mit dem gleichnamigen Song in schwindelnder Höhenlage am Fort de Bèrnia, hoch über dem Meer, mit einem Blick, der so weit reicht, dass man glaubt, die Erdkrümmung zu sehen.

In einem Jahr haben etwa 3.600 Menschen dieses Video aufgerufen. Dreitausendsechshundert. Verglichen mit den 50.000 der TRAM und den 107.000 von Dénia 1.0 ist das wenig. Manche würden sagen: ernüchternd.

Ich sage: 3.600 Menschen haben sich fast eine Stunde Zeit genommen, um mit mir durch Berge zu wandern, die sie vermutlich nie betreten werden. 3.600 Menschen haben Orte gesehen, die kein Reiseführer beschreibt. 3.600 Menschen haben zugehört, wie ich von maurischen Burgen und Jahrmillionen altem Gestein erzähle. Ich stelle mir vor, 3.600 Menschen würden versuchen, in die Straße zu kommen, in der ich wohne. Was wäre das für ein Verkehrschaos.

Vielleicht ist das „nur“ die falsche Wertung.

Warum dieses Video existiert

Dieses Projekt zeigt wie kein anderes, worum es mir geht. Nicht um Reichweite. Nicht um den Algorithmus. Nicht um die Frage, was möglichst viele Menschen sehen wollen. Sondern um das Machen. Um das Draußensein. Um den Moment, in dem man auf einem Berggipfel steht, die Kamera in der Hand, und weiß: Genau dafür bin ich hier.

Es gibt einen Satz, den ich in meinem Sternennacht-Kapitel geschrieben habe: Man geht nicht hinaus, um etwas mitzubringen. Man geht hinaus, um da zu sein. „Jahrmillionen“ ist der Film gewordene Beweis dafür.

Und wenn von den 3.600 Menschen, die ihn gesehen haben, nur ein einziger danach seine Wanderschuhe angezogen und sich ins Hinterland der Costa Blanca aufgemacht hat, dann hat sich jeder Kilometer, jeder Aufstieg und jede Stunde im Schnittraum gelohnt.

Kapitel 32 – Das Schicksal der Adolph BERPPOHL

Dieses Kapitel handelt von einem Projekt, das anders ist als alles, was ich bisher beschrieben habe. Kein Dreh vor Ort. Keine Kamera auf der Schulter. Keine Reise in eine Region, die ich kenne. Sondern ein Film über etwas, das 1967 geschah, auf einer See, die ich nie bei Orkan erlebt habe, mit Bildern, die es in der Realität nie gab.

Mein erstes richtiges KI-Projekt.

Die Geschichte, die nie aufhörte

Ich war zwölf Jahre alt, als ich zum ersten Mal von der Adolph BERPPOHL hörte. Mein Vater erzählte davon, wie er von solchen Dingen erzählte: sachlich zunächst, dann mit einer Erschütterung, die er nicht verbergen konnte. Vier Seenotretter, drei Fischer, alle tot. Ein Schiff, das als das modernste und seetüchtigste seiner Art galt, hatte gegen die Nordsee verloren. „Die Nordsee“, sagte mein Vater, „die verzeiht keinen Fehler. Und manchmal verzeiht sie nicht mal, wenn du alles richtig machst.“

Dieser Satz blieb. Jahrzehnte lang. Er lag irgendwo in meinem Kopf, zusammen mit dem Geruch von Salzwasser und Tang, dem Kreischen der Möwen über Cuxhavens „Alte Liebe“ und dem dumpfen Brummen der „Wappen von Hamburg“ im Helgoland-Dienst.

Ende der 1980er stand ich in einem Berliner Geschäft für gebrauchte Modelle und erkannte sofort das Schiff in der Auslage. Ein Graupner-Modell des Seenotrettungskreuzers, 1,21 Meter lang. Ich kaufte es ohne zu zögern. Es kam in unser Wohnzimmer in Berlin-Kladow und stand dort wie ein stiller Zeuge. Jeden Morgen, wenn ich den Raum betrat. Über Jahre.



Als ich nach Spanien ging, verkaufte ich das Modell. Einer dieser Momente, in denen man etwas loslässt und sofort weiß, dass man es bereuen wird. Aber ich fotografierte es vorher. Von allen Seiten, akribisch, als hätte ich geahnt, dass diese Fotos eines Tages noch eine Rolle spielen würden.

Wie ein Video aus Fotos eines Modells entstand

Anfang 2025 fiel mir auf, dass ich diese Fotos noch hatte. Und inzwischen gab es Werkzeuge, die es vor einem Jahr noch nicht gegeben hatte.

Mit KI-Technologie verwandelte ich die Fotos meines

Graupner-Modells in ein 3D-Modell. Aus verschiedenen Perspektiven, aus verschiedenen Winkeln, bei verschiedenem Licht. Die KI rechnete daraus ein dreidimensionales Schiff, das ich in Szenen einsetzen konnte – auf einer Nordsee, die es so nie vor meiner Kamera gegeben hat. Wellen, Sturm, Gischt, Dunkelheit, das fahle Licht eines Februarnachmittags über Helgoland. Alles generiert. Alles so realistisch, dass man vergisst, dass kein einziges Bild real gefilmt wurde.

Es entstand ein Video. Sieben Minuten und siebenundfünfzig Sekunden, in denen ich die Geschichte der BERPPOHL erzählte. So wie ich sie kannte, so wie mein Vater sie mir anvertraut hatte, ergänzt um alles, was ich seither recherchiert und gelesen hatte. Ich entschied mich für ein Musikvideo mit gesprochenem Text und gesungenem Chorus. Mein eigener Song, mein eigener Kommentar, KI-generierte Bilder.

Alles, was ich in diesem Buch beschrieben habe, kam hier zusammen. Die Musik aus Suno. Der Kommentar, den ich über Jahre als Sprecher entwickelt habe. Die KI-Videotechnik, die ich ein halbes Jahr zuvor noch für unmöglich gehalten hatte. Und eine Geschichte, die seit Jahrzehnten in mir wartete.

Die Welle, die nicht zu sehen war

Das Video ging online. Die Aufrufe stiegen, schnell und stetig. Sie gehen inzwischen auf die 30.000 zu. Die Kommentare trafen mich tiefer als bei jedem anderen Projekt. Menschen schrieben über eigene Erinnerungen an die Nordsee, über Verwandte in der Seenotrettung, über die Nacht, die sie aus Erzählungen kannten.

Ein Kommentar sagte: „Es ist für meinen Geschmack zu

pathetisch. Die Musik, manche der Szenen." Es war unter den vielen Kommentaren der einzige, der dieses Empfinden äußerte. Ich habe Verständnis dafür. Aber wenn ich an die Jahrzehnte denke, die ich diese Geschichte in meinem Kopf mit mir getragen habe, und welche Gefühle sie in mir auslöst, dann wird mir bewusst, dass Menschen unterschiedlich empfinden, je nachdem, wie viel emotionale Nähe sie zu einem Thema haben.

Und dann merkte ich: Diese Geschichte war noch nicht fertig erzählt. Nicht als Film, nicht als Video, nicht als Songtext. Sie brauchte Worte. Viele Worte. Langsame Worte. Worte, die man lesen kann, bei denen man innehalten kann, bei denen man zurückblättern kann, um einen Satz noch einmal zu lesen.

So entstand eine ausführliche Erzählung, die auf meiner Webseite veröffentlicht ist und auch als eigenständiges Buch erscheint. Fünfzehn Kapitel über den Orkan, über die Männer, über die Hinterbliebenen, über die Nordsee und über mich. Über einen Jungen aus Ostwestfalen, der von seinem Vater die Liebe zur See geerbt hat und ein Schiffsmodell im Wohnzimmer stehen hatte, ohne zu wissen, dass es eines Tages zu einem Film werden würde. Und dann zu einem Buch.

Warum gerade dieses Projekt alles veränderte

Die Bermpohl war der Moment, in dem mir klar wurde, was KI für einen Filmmacher wirklich bedeuten kann. Nicht Spielerei, nicht Effekthascherei, nicht der Ersatz für echtes Filmen. Sondern die Möglichkeit, Geschichten zu erzählen, die sonst nie erzählt worden wären. Weil es keine Bilder gibt. Weil niemand dabei war, der hätte filmen können. Weil die einzigen Zeugen tot sind.

1967 gab es keine Kamera auf der Adolph Bermppohl, die den Orkan gefilmt hätte. Es gab keinen Drohnenshot über der Nordeinfahrt von Helgoland. Es gab kein Bild von Paul Denker, wie er die Entscheidung trifft, hinauszufahren. Es gab nur den Funkverkehr, die Borduhren, die um 19 Uhr stehen blieben, und die Stille danach.

Die KI gab mir die Bilder, die es nie gab. Und ich gab den Bildern die Geschichte, die ich seit Jahrzehnten in mir trug.

Das ist kein Ersatz für eine echte Kamera auf einem echten Berg in der Costa Blanca. Es ist etwas anderes. Es ist die Erweiterung dessen, was ein Filmmacher erzählen kann. Und vielleicht ist genau das der Punkt, an dem dieses Buch seinen Kreis schließt. Von der Canon 8mm meines Vaters über den Henkelmann in den Achtzigern, die digitale Revolution, die eigene Musik, bis hin zu einem Video, das aus Fotos eines Modells und einer KI entstand, die Bilder erschuf, die es in der Realität nie gegeben hat.

Foto, Film, Musik, KI und jetzt auch Literatur.

Der Weg war weit. Aber er war nie langweilig.

Kapitel 33 – Die großen Projekte, es gab sie damals schon

Bevor ich den Teil über meine großen Projekte abschließe, muss ich eine Geschichte erzählen, die mich auf diesem Weg mehr geprägt hat, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Sie handelt nicht von Kameras, nicht von KI, nicht von der Nordsee. Sie handelt von Salzstangen, einem Kohlkopf und einem Diaprojektor mit einer verteuft heißen Lampe.

Was ein Dia war – für die Jüngeren unter uns

Vielleicht muss ich das erklären, denn es könnte sein, dass jüngere Leser gar nicht mehr wissen, wovon ich spreche.

Die Zeit war analog, also gab es Fotos nur auf Zelluloid-Film. Üblicherweise wurden diese Filme in Labors entwickelt, das Resultat waren Negative und die Abzüge auf Papier nannte man Fotos. Als dann der Farbfilm zum Standard wurde, wurde auch der Umkehrfilm populär. Das war eine spannende Variante, denn es ließen sich Farbpositive entwickeln. Schickte man Licht durch diese Positive, erstrahlte auf einer weißen Wand ein Bild, so groß, dass man im eigenen Wohnzimmer Kinofeeling herstellen konnte.

Die Zeit der Dia-Abende hatte begonnen. Hinz und Kunz besaßen plötzlich eine ausrollbare Leinwand und einen Diaprojektor. Der Fotohandel verkaufte Plastikkassetten und kleine Plastikrahmen. Kaum war der entwickelte Umkehrfilm zu Hause eingetroffen, folgte die familiäre Arbeit. Die einzelnen Bildchen aus den Filmstreifen wurden in einzelne Bilder zerschnitten, immer im Kleinbildformat von 24 mal 36 Millimeter, und in die Plastikrähmchen

gelegt. Klappe zu, Dia fertig. Die vielen Rähmchen einer Serie wurden dann in die Kassette gesteckt, was bei vorkommender Schlampigkeit auch dazu führte, dass Papa später sagte: „Ach schau, der Werner am Strand. Aber das Bild ist seitenverkehrt.“

Mein Vater entdeckte für uns hauptsächlich dieses Medium. Und er war nicht allein.

Tante Erna, der Kohlkopf und drei Stunden Neuseeland

Was war nun die Folge dieses Prozesses?

Kaum war der Produktionsprozess abgeschlossen und der Abend gekommen, saßen Tante Erna, Onkel Ludwig und andere Menschen, die man so kannte, im Wohnzimmer. Bier, Wein und andere Getränke standen bereit, die Salztangen steckten in Gläsern und auf dem Tisch stand ein großer Kohlkopf, in den ganz viele Plastikspieße gesteckt waren, auf denen sich jeweils eine Weintraube und ein kleiner Käsewürfel befanden. Das war damals haute cuisine für den Hausgebrauch.

Und dann begann Papa mit der großen Dia-Show.

Ich sollte es vielleicht der Vorstellungskraft des Lesers überlassen, wie solche Abende verliefen. Nur so viel: Bei unseren Nachbarn, die jung und modern waren und eine Reise nach Neuseeland gemacht hatten, kämpfte ich nach drei Stunden Dia-Vorführung mit dem Schlaf. Meine Frau rüttelte an mir und flüsterte: „Werner, ist doch gleich fertig. Sei nicht unhöflich!“

Es war nicht gleich fertig. Es war nie gleich fertig. Denn das Problem der Dia-Abende war ein universelles: Der Gastgeber fand alles großartig, was er fotografiert hatte. Und er wollte alles zeigen. Jedes einzelne Bild. Aus jedem

Winkel. Mit Kommentar. „Und hier, das ist die Bucht, wo wir dann noch hingefahren sind, da war es auch sehr schön, und da hinten sieht man, wenn man genau hinsieht, so einen kleinen Punkt, das ist ein Vogel, den konnten wir leider nicht besser fotografieren.“

Drei Stunden. Neuseeland. Jede Bucht.

Was das mit Filmemachen zu tun hat

Später, als ich meine eigenen Filme machte, habe ich mich oft an diese Dia-Abende erinnert. Und jedes Mal, wenn ich im Schnittraum saß und überlegte, ob eine Szene noch ins Video soll, meldete sich eine leise Stimme in meinem Kopf. Sie klang verdächtig nach meiner Frau und sagte: „Werner, sei nicht unhöflich gegenüber deinem Zuschauer.“

Die Dia-Abende waren eine Mahnung, die bis heute wirkt. Du musst nicht alles zeigen, was du selbst toll findest. Du musst immer im Fokus haben, was der Zuschauer empfinden könnte. Und das ist eine Gratwanderung. Es braucht Erfahrung, die richtige Mischung zu finden zwischen dem, was man erzählen will, und dem, was der andere bereit ist aufzunehmen.

Diese richtige Mischung ist übrigens nicht – und damit bin ich wieder in der Gegenwart – der permanente Ein-Sekunden-Schnitt, verbunden mit einem Bildgewitter von vier Frames die Sekunde. Jedenfalls nicht die Mischung, wie ich Film und Genuss verstehe. Irgendwo zwischen den drei Stunden Neuseeland-Dias und dem hektischen Bildstakkato der sozialen Medien liegt das, was ich für gutes Erzählen halte. Nicht zu lang, nicht zu kurz. Nicht alles zeigen, aber genug. Dem Zuschauer Raum lassen, aber ihn nicht verlieren.

Ich stelle fest, weil ich mich beharrlich weigere, der Bildhektik zu verfallen, dass sehr viele meiner Zeitgenossen genauso denken wie ich. Die Kommentare unter meinen Videos bestätigen das regelmäßig. Menschen wollen nicht schneller sehen. Sie wollen besser sehen. Und das bedeutet manchmal: langsamer.

Dennoch bin ich froh, dass ich die Zeit der Sechziger und Siebziger schadlos überstanden habe, als es noch die Dia-Abende gab.

Ein Erbe in Millimetern

Etwas aus dieser Zeit wurde allerdings gerettet und ist bis heute Standard. 24 mal 36 Millimeter. Dieses Kleinbildformat, das damals die Größe eines Diarähmchens bestimmte, ist exakt dasselbe Format, das heute die Vollformatsensoren in unseren teuren Kameras haben. Von Tante Ernas Wohnzimmer bis zu meiner Lumix – das Maß der Dinge hat sich nicht geändert.

Es lebe die gute, alte Zeit.

Und damit schließe ich den Teil über meine Projekte. Was jetzt kommt, ist etwas anderes. Es geht nicht mehr um einzelne Filme, einzelne Fotos, einzelne Songs. Es geht um die Frage, was passiert, wenn all das zusammenfindet.

TEIL IX – DIE VERBINDUNG DER MEDIEN

Kapitel 34 – Die Verbindung von Foto, Film und Musik

Es hat bei mir eine Weile gedauert, bis ich nach und nach erkannte, dass im Leben manche Dinge zusammenpassen und manche nicht. Ich teile wohl das Schicksal – oder sagen wir besser den Lernprozess –, den viele Generalisten durchleben.

Was ein Generalist ist – und was er falsch machen kann

Ich kannte diesen Begriff früher nicht, obwohl ich während meiner beruflichen Laufbahn an Seminaren teilnahm, die sich mit psychologischen Fragen befassten. Inzwischen weiß ich, was dahintersteckt, und erkenne mich darin wieder. Ein Generalist denkt vernetzt, sieht das große Ganze, verbindet Informationen aus verschiedenen Bereichen. Er ist neugierig, lernt schnell, passt sich an, betrachtet Probleme aus mehreren Blickwinkeln. Das klingt nach Superkräften.

Aber da ist eine Kehrseite, und die kenne ich gut. Generalisten laufen Gefahr, sich zu verzetteln. Sie springen von Interesse zu Interesse, fangen vieles an und bringen manches nicht zu Ende. Nicht aus Faulheit, sondern weil die nächste Idee schon wieder lockt.

Da haben wir den Salat. Verzetteln. Ich verrate jetzt intime Geheimnisse, aber es war haarsträubend. Familie, Kinder, Beruf, Videoproduktion, IT, Lizenz-Motorsport im Kartrennen, Tennis, Hausbau, und noch mehr. Und dann

glaubte ich auch noch, weil ich Datenbankprogramme beherrschte, dass ich doch gleich noch eine Partnervermittlung gründen könnte. Eine IT-gestützte, wie es sie noch nicht gab. So hatte ich Heiratskandidaten zu Hause vor der Kamera im Interview, weil ich dachte, das gut in den Single Service einbauen zu können.

Bis ich merkte, dass das so nicht funktioniert.

Die Lehre habe ich gebraucht. All das trug auch dazu bei, dass ich Video erst einmal für eine Zeitlang in die Ecke stellte. So konnte ich mich wieder auf einige wenige Aufgaben konzentrieren, was sinnvoller und erfolgreicher war.

Der Flugsimulator und die Entscheidung

In den fünf Jahren vor 2014 war ich ein begeisterter Pilot im Microsoft-Flugsimulator. Wie immer, wenn ich etwas mache, war auch das sehr intensiv. Die Datenbanken waren gigantisch und die Anzahl der detaillierten Flughäfen rund um den Erdball enorm. Meine Kenntnisse in Sachen Geografie sind seitdem auffällig. Wenn mich jemand nach dem Flughafen von Ulaanbaatar fragt, kenne ich nicht nur den ICAO-Code, sondern auch die Anflugprozedur.

Als ich aber 2014 den Panasonic-Henkelmann aus dem Paket nahm und in der Hand hielt, fing wieder etwas an zu brennen. Das erste kleine Video vom Schlosspark Wilhelmsthal bei Kassel verzückte mich. Zurück in Spanien war eine Entscheidung fällig, die mir sehr schwerfiel.

Ich habe den Flugsimulator mitsamt aller Software in die Tonne gekloppt und die Hardware-Steuereinheiten verschenkt. Joystick, Pedale, Gashebel – alles weg. Weil ich begriffen hatte: Das hier ist ein Entweder-oder. Und mein

Entweder war die Kamera.

Kurz danach besaß ich meine erste Spiegelreflex-Kamera.

Wenn Puzzleteile sich finden

Fortan wuchsen die Fähigkeiten rasant, und neue Ideen wurden stets geprüft. Diesmal aber anders als früher. Diesmal mit einer Frage, die ich mir bei jeder neuen Idee stellte: Passt das ins Konzept? Oder ist das wieder eine Abzweigung, die ins Nirgendwo führt?

Dass Fotografie und Film zusammenpassen, darüber musste ich nicht nachdenken. Das eine schärft den Blick für das andere. Der Fotograf lernt Komposition, der Filmer lernt Sequenzen. Beides zusammen ergibt ein Sehen, das tiefer geht als jedes einzelne Medium für sich.

Und die Erkenntnis, dass der Ton beim Video mindestens fünfzig Prozent der Wichtigkeit belegt, fügte das Genre Musik ganz geschmeidig in meinen Workflow ein. Nicht als Hobby neben dem Hobby, sondern als integraler Bestandteil desselben Schaffens. Die Musik entsteht aus den Bildern, die Bilder werden durch die Musik stärker. Das ist keine Addition, das ist Multiplikation.

Dass ich inzwischen ein Buch veröffentlicht habe und dabei bin, mein zweites zu schreiben, fügt sich ebenso stimmig dazu. Musik heißt auch texten. Videos zu kommentieren erfordert das Schreiben von Texten. Dokumentationen erzählen Geschichten, und Geschichten bestehen aus Worten.

Schreiben war schon immer mein Ding, noch bevor mein Berufsleben begann. Bevor ich meine Ausbildung zum Bankkaufmann antrat, hatte ich bei der Volkshochschule in Horn-Bad Meinberg einen Kurs für Schreibmaschine belegt.

Ich beherrsche also seit meinem sechzehnten Lebensjahr das Zehnfingersystem. Klavierspielen gelang mir nicht, aber Texte in die Tasten hämmern schon. Wer das kann, so dass die Finger fliegen, muss einfach schreiben. Oder?

Das Muster hinter allem

Was ich heute sehe, wenn ich zurückblicke, ist kein Sammelsurium von Hobbys und Interessen. Es ist ein Muster. Ein roter Faden, der sich durch Jahrzehnte zieht, auch wenn ich ihn lange nicht erkannt habe.

Mein Vater filmte und dirigierte. In ihm waren Bild und Musik bereits verbunden. Ich habe das geerbt, nur in anderer Form. Meine Kamera ist mein Instrument. Meine Filme sind meine Kompositionen. Meine Texte – ob gesungen, gesprochen oder geschrieben – sind der Teil, den mein Vater mir nicht am Klavier beibringen konnte, der aber trotzdem seinen Weg gefunden hat.

Es hat nur ein paar Jahrzehnte gedauert, bis ich das begriffen habe.

Kapitel 35 – Aus einem Guss

In der Struktur dieses Buches hatte ich mir an dieser Stelle die Frage notiert: War alles zu kurz gedacht? Gemeint war die Frage, ob aus „Foto und Film“ nicht längst „Foto, Film, Musik und Literatur“ geworden ist. Und ja, das ist es. Aber das ist nicht die eigentliche Erkenntnis. Die eigentliche Erkenntnis liegt woanders. Sie liegt in der Frage, was passiert, wenn all das aus einem einzigen Kopf kommt.

Wie Profis arbeiten

Ich hatte in meinem Leben mehrfach die Gelegenheit, in den professionellen Betrieb der Film- und Fernsehproduktion hineinzuschauen. Nicht als Zuschauer von außen, sondern mittendrin.

Von der Fernsehproduktion in Berlin-Adlershof habe ich bereits erzählt. Aber da war noch mehr, und das habe ich bislang nicht verraten. Durch einen großen Berliner Kinobetreiber bekam ich Kontakt zu einem kleinen Produktionsteam. Der Inhaber war ein Filmfuchs alter Schule, dessen Erfahrung ihm buchstäblich ins Gesicht geschrieben stand. In seiner riesigen Berliner Altbauwohnung befand sich nicht nur sein Studio, sondern auch eine der größten historischen Videosammlungen der Stadt. Und weil er diesen Ruf hatte, war er vom Senat beauftragt worden, ein Video für das US-Verteidigungsministerium zu produzieren. Es ging um die Zeit der Alliierten in Berlin nach dem Krieg und die Rolle der Vereinigten Staaten in der Stadt.

Und der Filmfuchs fragte mich, ob ich mit ihm zusammen einen Dreh beim Regierenden Bürgermeister machen würde. Zweite Kamera.

Die Frage, ob ich zugestimmt habe, ist überflüssig.

Kurz darauf warteten wir im Roten Rathaus auf Einlass in einen kleinen Saal. Dort stand ein feiner, samtig rot gepolsterter Stuhl, dahinter die US-Flagge, die Deutsche und die Berliner mit dem Bären. Daneben ein Gemälde von Ernst Reuter. Die Älteren kennen seinen berühmten Ausruf von 1948: „Ihr Völker der Welt, schaut auf diese Stadt!“ Und dann kam er herein und begrüßte uns alle freundlich mit Handschlag. Eberhard Diepgen, der Regierende Bürgermeister von Berlin.

Ich verkabelte den Mann mit dem Ansteckmikrofon, wir stellten unsere Kameras ein, und dann sprach Eberhard Diepgen in allerfeinstem Englisch, das so gut war, dass ich Bauklötze staunte, über die Zeit der Alliierten mit sehr intensiven Dankesworten an die Schutzmacht. In seiner durchaus langen Rede brauchte er nur einen Unterbrecher, den wir lächelnd mit „Kein Problem, wird geschnitten“ aus der Welt schafften.

Ein anderer Termin in der Zeit zeigte mir einen weiteren Einblick in die Welt der Profis. Mein Amiga-Jingle, den ich dem Deutschen Fernsehfunk verkauft hatte, musste in einem Berliner Studio bezüglich der Bildraten nachbearbeitet werden. Zwei Stunden lang konnte ich den laufenden Betrieb sehen und feststellen, dass es sehr viele Menschen braucht, wenn richtig Fernsehen gemacht wird. Regisseur, Kameralleute, Tonmeister, Beleuchter, Cutter, Redakteure, Aufnahmeleitung – jeder mit einer klar definierten Rolle, jeder ein Spezialist in seinem Gewerk.

Was Abstimmung kostet

Kürzlich habe ich auf einem YouTube-Kanal, der sich mit den tatsächlichen Aspekten der TV- und Filmproduktion

beschäftigt, ein Gespräch mit einem Filmkomponisten verfolgt. Es ging darum, wie die Abstimmungswege funktionieren und wie die Zusammenarbeit aussieht, wenn die Musik auf den Punkt zum Bild passen soll. Der Komponist bekommt einen Rohschnitt, liefert Entwürfe, der Regisseur gibt Feedback, der Produzent hat Einwände, der Sender hat Vorstellungen. Es wird angepasst, überarbeitet, nochmal angepasst. Manchmal wird alles verworfen und neu begonnen.

Ähnliches sah ich in einer Dokumentation über die WDR-Reihe „Wunderschön“, als das teure Rundfunkorchester die Musik für eine Norwegen-Dokumentation einspielen sollte. Auch darüber gab es eine eigene Dokumentation. Allein die Abstimmung zwischen Regisseur, Komponist, Dirigent und Orchester war ein Prozess, der Wochen dauerte.

Mir wurde klar, wie komplex der Workflow ist, wenn Großes herauskommen soll. Und gleichzeitig wurde mir etwas anderes klar.

Wilmes pur

In meinen Videos kommt alles aus mir. Aus meinem Kopf. Die Idee, die Planung, die Kameraarbeit, der Ton, der Schnitt, die Farbkorrektur, die Musik, der Kommentar, der Text. Es gibt keinen Abstimmungsprozess mit Kollegen. Keine Aufteilung der Arbeit. Keinen Transport von Workflow zwischen verschiedenen Abteilungen. Also fällt auch nichts herunter, geht nichts verloren und wird nichts Opfer von Kompromissen.

Was bei mir im Kanal landet, ist frei davon. Es ist pur. Gutes und weniger Gutes, alles pur. Aus einem Guss. In der Hoffnung, dass das jemandem auffällt.

Und es fällt auf.

Mir ist klar, dass mein Alleingang nicht für große kommerzielle Erfolge sorgt. Das ist auch nicht mein Ziel. Aber immer stärker fokussiere ich mich darauf, dass meine Videos wirklich meine sind und somit einzigartig. Nicht einzigartig im Sinne von „besser als alle anderen“, sondern im Sinne von: Es steckt ein einzelner Mensch dahinter, der alles selbst gedacht, gefühlt, gefilmt und zusammengebaut hat. Kein Kompromiss zwischen Regisseur und Produzent. Kein Budget, das den Schnitt diktiert. Keine Playlist-Strategie, die die Musik bestimmt.

Dafür eine Stimme. Eine Handschrift. Ein Blick.

Tina Müller kommentierte unter meiner Nordjylland-Dokumentation etwas, das mich tief berührt hat. Sie schrieb, diese Dokumentation stelle alle bisher gesehenen Dokus – die immerhin von Profis gemacht wurden – mehr als in den Schatten. Die faszinierenden Aufnahmen untermalt von den angenehmen Melodien hätten ihr Tränen in die Augen getrieben.

Ich zitiere das nicht, um zu prahlen. Ich zitiere es, weil in diesem Kommentar etwas steckt, das den Kern dieses Kapitels trifft. Tina hat nicht gesagt: tolle Kamera. Nicht: guter Schnitt. Nicht: schöne Musik. Sie hat das Gesamte beschrieben. Das Zusammenspiel. Das, was entsteht, wenn alles aus einer Hand kommt und zusammenpasst wie die Instrumente in einem Orchester, das von einem einzigen Menschen dirigiert wird.

Die Antwort

War alles zu kurz gedacht? Ja. „Foto oder Film“ war zu kurz gedacht. „Foto und Film“ war auch noch zu kurz gedacht.

Sogar „Foto, Film und Musik" greift nicht weit genug.

Was bei mir entstanden ist, ist die Verbindung von Foto, Film, Musik und Literatur. Vier Medien, die in meinem Fall nicht nebeneinander existieren, sondern ineinandergreifen. Das eine befruchtet das andere. Die Fotografie schärft den Blick für den Film. Der Film verlangt Musik. Die Musik verlangt Text. Und der Text – ob gesprochen, gesungen oder geschrieben – verlangt irgendwann die Form des Buches.

Und genau dieses Buch, das du gerade in den Händen hältst, ist der Beweis dafür, dass die Verbindung funktioniert.

TEIL X – DIE WERKSTATT DES SEHENS

Kapitel 36 – Die Werkstatt des Sehens

Die Werkstatt des Sehens ist kein einzelnes Projekt. Es geht bei diesem Begriff nicht um meinen Schnittplatz oder die Technik, die in den Regalen steht. Es geht um einen Prozess. Sie ist auch kein abgeschlossenes Werk. Eher ein Raum. Oder ein Zustand. Und vermutlich ist sie ein Lebensprojekt.

Ich habe diesen Begriff nicht von Anfang an bewusst gewählt, ich hätte ihn gar nicht wählen können. Er hat sich entwickelt, beim Schreiben dieses Buches, so wie sich meine Arbeit entwickelt hat. Der Prozess, ein Buch zu schreiben, holt nicht nur Gedanken und Erinnerungen hervor, die ich gar nicht mehr in Zusammenhang mit meiner Arbeit gesehen habe. Er zeigt auch Muster, die vorher unsichtbar waren. Aus einzelnen Bildern, aus Filmen, aus Musikstücken, aus Texten ist im Laufe der Jahre etwas entstanden, das sich nicht mehr sauber trennen lässt.

Vom Videomacher zum Filmemacher

Eine Standortbestimmung habe ich auch früher schon versucht. Wo stehe ich und was bin ich? Seminare mit Tiefgang haben mir gezeigt, dass ich in einem Punkt nicht falsch liege: Selbstbild und Fremdbild stimmen bei mir weitgehend überein. Es war mir immer wichtig, diese Orientierung nicht zu verlieren und nicht in die Falle zu laufen, mich der Lächerlichkeit preiszugeben.

Früher habe ich geantwortet, wenn man mich fragte, was

ich mit der Kamera mache: „Ich mache Videos.“ Heute antworte ich: „Ich bin Filmemacher.“ Diese Bezeichnung ist für mich stimmiger, weil heute in meiner Arbeit so viel mehr Lebenserfahrung steckt als früher, weil die Ergebnisse reifer sind. Im herkömmlichen Sinn sind Film und Video in technischer Hinsicht unterschiedlich. Aber die Sprache hat sich angepasst. Wenn heute jemand von einem Fernsehfilm spricht, meint er etwas anderes als ein Urlaubsvideo, obwohl beides digital aufgezeichnet wurde. Diese Form der Sprache habe ich mir zu eigen gemacht, um für mich eine stimmige Bezeichnung meiner Arbeit zu haben.

Insofern ist meine Werkstatt des Sehens im engsten Sinne eine Filmwerkstatt geworden. Im erweiterten Sinne entsteht in dieser Werkstatt aber auch die passende Musik, die begleitenden Fotos und das geschriebene Wort, das im Film auch gesprochen wird.



Wo die eigentliche Arbeit stattfindet

Es ist kein physischer Ort. Kein Studio, kein Raum mit Geräten. Auch wenn es diesen Raum natürlich gibt – mit Kameras, Rechnern, Schnittsoftware und all den Werkzeugen, die man braucht. Aber das ist nur die Oberfläche.

Die eigentliche Werkstatt liegt dahinter. Dort, wo ich beginne, Dinge nicht nur zu sehen, sondern zu verstehen. Wenn ich eine Landschaft filme, höre ich oft schon die Musik dazu. Wenn ich fotografiere, denke ich in Sequenzen. Wenn ich schreibe, entstehen Bilder. Es ist ein Wechselspiel, das sich nicht mehr auflösen lässt.

Gearbeitet wird bei mir auch an der Wahrnehmung, die dann sichtbare Formen annimmt. Eine Idee entsteht dort, wo ich beobachte. Wo ich stehen bleibe. Ein Bild ist für mich nie nur ein Bild. Ein Film nie nur eine Abfolge von Szenen. Musik nie nur Klang. Alles hängt zusammen.

Der klare Blick – eine Lektion mit Bier

Die Werkstatt des Sehens erfordert einen klaren Blick und Gedanken, die das Ganze überblicken. Die Komponenten, die nur zusammen funktionieren, wenn sie harmonisch eingepasst werden, fordern alle Sinne. Und sie fordern Nüchternheit. Im wörtlichen Sinne.

Ich erzähle eine Geschichte, die mich das gelehrt hat. Ich sitze in den 1990ern in Berlin im Keller unseres Einfamilienhauses vor meinem Schnittplatz und den vielen Maschinen. Ich gönne mir ein Bier. Und noch eins. Und noch eins. Ich will das Video für meinen Arbeitgeber weiterschneiden, weil es mir so viel Spaß macht. Irgendwann ist es genug und ich gehe ins Bett.

Am nächsten Morgen schaue ich mir mein Ergebnis an und bin entsetzt. Die Szenen stehen zu lange, die Schnitte passen nicht. Warum habe ich das gestern Abend noch so irre gut gefunden? Wie konnte ich nur so begeistert sein? Ich rolle die Bänder zurück bis zu dem Punkt, an dem das erste Bier geöffnet wurde. Dann setze ich dort wieder an und schneide alles neu.

Es kann sein, dass es hier Unterschiede zur Malerei gibt, vielleicht auch bei der Fotobearbeitung. Vielleicht wird der Rausch dort nicht sichtbar. Im Video schon. Zumindest für den Macher selbst.

Heute ist morgens meine beste Zeit. Am späten Nachmittag wird es schwieriger, und dann merke ich genau, wann der Moment gekommen ist, die Geräte auszuschalten.

Zeit geben

Vielleicht ist genau das der Punkt, an dem aus einer Werkstatt des Sehens eine Werkstatt des Sehens und Denkens geworden ist. Denn Sehen allein reicht nicht. Wir leben in einer Zeit, in der alles sichtbar ist. Jeder Moment kann festgehalten werden. Jede Szene kann in Sekunden geteilt werden. Bilder sind überall. Und gerade deshalb verlieren sie oft ihre Tiefe.

Die Werkstatt des Sehens ist mein Versuch, dem etwas entgegenzusetzen. Nicht durch mehr Bilder. Sondern durch bewusstere Bilder. Nicht durch Geschwindigkeit. Sondern durch Zeit.

In meinem Nordjylland-Video habe ich das sogar zu Beginn direkt angesprochen: „Und noch ein Wort: Ich bin grundsätzlich eher Old-School, mag hektische Bilder nicht. Besonders in diesem Video verzichte ich auf schnelle

Schnitte. Es soll ein Film für Genießer sein. Also, mein Tipp, zurücklehnen und Dänemarks Norden genießen."

Bereits in dem Moment wusste der Zuschauer, dass das ein Versprechen war. Und ich habe Wort gehalten.

Den Augen Zeit lassen, wenn die Szene es verlangt. Nur dort schnell sein, wo Inhalte leicht erfasst werden können. Mit Bildern und Tönen spielen und Inhalten Raum geben, wenn der Inhalt groß ist, wenn der Kopf die Zeit braucht, zu verstehen, was die Augen sehen.

Ich will das an einem konkreten Beispiel zeigen, denn nur mein Original-Text kann hier begreiflich machen, was ich meine. Es geht um eine Passage aus der Nordjylland-Dokumentation. Die Szene zeigt die massiven Betonbunker des Atlantikwalls, die bei Løkken auf dem Strand und im Wasser liegen:

„Im Jahr 1941 wurde diese Batterie von Deutschen Besatzungstruppen errichtet. Der Ort Løkken bekam den Status einer Stützpunktgruppe. Die massive Anlage diente zur Verteidigung der Jammerbucht. Sinnbild einer Schreckensherrschaft. Doch die Natur hat wenig Respekt und lässt die Ergüsse wahnsinniger Gehirne einfach auf den Strand purzeln. Nun nimmt sich der blanke Hans, wie man die Nordsee auch nennt, diese Betonbröckchen als Appetithappen. Nun fristen sie ihr begrenztes Dasein als Fotomotive." Dann eine Pause. Musik. Ein langsamer Drohnenflug. „Aber, ich denke, auf Fotos sehen sie harmlos aus. Dass sie Monumente des Schreckens sind, dass sie deshalb auch Mahnmale sind, versteht man erst richtig, wenn man leibhaftig vor ihnen steht. Und weil sie nun im Meer versinken, wird einem zudem noch eines klar: Die Sinnlosigkeit ihres Erbauens." Ein immer langsamer

werdender Drohnenflug, der dann ganz weich und still oberhalb der Steilküste auf einer Grasnarbe stoppt.

So eine Szene braucht Zeit. Und der Zuschauer versteht das. Meine Frau sah diese Passage und kommentierte: „Wie kann einem nur so ein Text einfallen?“

Das Gefühl für den richtigen Augenblick entsteht nicht in der Planung und meist nicht einmal bei der Aufzeichnung, beim Filmen. Es entsteht oft erst in meiner Werkstatt, wenn Bild, Ton und Text zueinander finden, wenn das Gesagte schwer wiegt und ich weiß, dass der Zuschauer jetzt die Zeit haben möchte, bevor er bereit ist für den nächsten Schnitt. Wenn dann der Schnitt kommt und der Zuschauer denkt „Wow!“, dann habe ich alles richtig gemacht.

Der neue Werkzeugkasten

Dieser Prozess ist ein weit reichender. Die künstliche Intelligenz überrollt die Menschheit und ich bin mittendrin. Das Erleben erzeugt ein Vibrieren, weil das Tempo so hoch ist und die Veränderungen gewaltig.

Man stelle sich vor, ein großer Lastwagen kippt vor einer Tischlerei eine ganze Ladung neuer Instrumente und Werkzeuge aus, die der Tischlermeister noch nie zuvor gesehen hat. Überall heften kurze, dürftige Bedienungsanleitungen dran und die Botschaft ist: „Mach was damit, wenn du dabeibleiben willst.“

Die wunderbarste Eigenschaft, die ein Mensch im Alter in sich trägt, und das trifft auch auf mich zu, ist Gelassenheit. Nicht abwinken, nicht wegdrehen, sondern hinschauen und die einzelnen Werkzeuge in die Hand nehmen und sich stets fragen: Was kann ich damit machen?

Ich habe in diesem Buch viel aus vergangenen Zeiten

erzählt, in denen ich ein Sammler war. Erlebnisse, Einsichten und Erfahrungen habe ich gesammelt und alle giftigen Pilze aus dem Korb geschmissen. Mit den guten habe ich nun die gesunde Nahrung, die mir hilft, noch eine Weile kreativ zu bleiben. In meiner Werkstatt.

Die Entwicklung der KI hat diesen Raum noch einmal erweitert. Plötzlich entstehen Dinge, die vorher nicht denkbar waren. Bilder, die nie aufgenommen wurden. Musik, die nie gespielt wurde. Das kann man kritisch sehen. Das sollte man auch. Aber man kann es auch als Erweiterung begreifen. Für mich ist KI kein Ersatz für Wahrnehmung. Sie ist ein Werkzeug. Ein sehr mächtiges. Aber die Richtung, in die ich gehe, bestimme ich immer noch selbst.

Die Werkstatt bleibt meine. Und das Ergebnis bleibt authentisch – nicht obwohl ich KI einsetze, sondern weil ich weiß, wozu ich sie einsetze und wozu nicht.

Ein kleiner digitaler Kulturraum

Ein Bekannter sagte: „Hier zeigt jemand, was ihn wirklich interessiert.“ Das bezog sich auf meine Webseite. Ich glaube, das trifft es ganz gut.

Meine Stärke liegt nicht in technischer Perfektion, nicht darin, das ganz große Foto zu haben. Auch nicht darin, Trends zu folgen oder Erwartungen zu erfüllen. Meine Stärke liegt – wenn ich das so sagen darf – in der Authentizität. Und Authentizität entsteht nicht durch Absicht. Sie entsteht durch Konsequenz. Durch persönliches Interesse. Durch echte Beobachtung. Durch Erfahrung, die sich über viele Jahre aufgebaut hat. Und dadurch, dass ich mir die Freiheit genommen habe, verschiedene Ausdrucksformen zu verbinden. Auch mit KI.

Denn authentisch bedeutet nicht, dass jedes Werkzeug alt sein muss. Es bedeutet, dass die Hand, die es führt, weiß, was sie tut.

Wenn ich heute auf meine Webseite schaue, sehe ich keine Sammlung von Projekten mehr. Ich sehe einen Zusammenhang. Foto, Film, Musik und Literatur stehen nicht nebeneinander, sondern greifen ineinander. Es ist, als würden sie sich gegenseitig erklären. Vielleicht ist daraus tatsächlich etwas entstanden, das man einen kleinen digitalen Kulturraum nennen könnte. Ein Ort, der nicht laut ist. Nicht aufdringlich. Aber offen. Für Bilder. Für Gedanken. Für Musik. Für Geschichten.

Mir ist klar, dass der zufällige Besucher das zunächst nicht verstehen wird. Und die wenigsten bleiben lange, weil es ihre Zeit nicht zulässt. Das enttäuscht mich nicht, denn jeder, der durchs Netz streunt, hat andere Erwartungen.

Vielleicht ist es genau das, was ich immer gesucht habe. Kein abgeschlossenes Werk. Sondern ein Raum, in dem sich etwas entwickeln darf.

Meine Werkstatt des Sehens ist dieser Raum. Und sie ist – das wird mir immer klarer – nicht nur ein Teil meiner Arbeit. Sie ist meine Art, die Welt zu verstehen.

TEIL XI – DIES UND DAS

Kapitel 37 – Zu viele Menschen

Es hat wohl etwas mit Kreativität zu tun, wenn es darum geht, Probleme zu lösen, die sich einem in den Weg stellen. Welcher Filmer oder Fotograf kennt das nicht: Man hat sich einen Ort ausgesucht, an dem man hofft, wunderbare Motive zu finden, und muss dann erkennen, dass es schwer bis unmöglich ist, sein Vorhaben zu realisieren.

Der Zielort ist völlig überlaufen.

Das ist nichts Neues. Der Tourismus hat über einen langen Zeitraum stetig zugenommen, so dass jeder, der fotografiert oder filmt, das Problem kennt. Aber in den letzten Jahren hat es eine Dimension erreicht, die selbst erfahrene Reisefotografen vor Herausforderungen stellt, die mit Technik allein nicht zu lösen sind.

Ich lebe in einer touristisch stark frequentierten Gegend und weiß sehr gut, wo und wann was machbar ist und was nicht. Über die Jahre habe ich eigene Konzepte entwickelt, die ich aber stets an die Region und den Ort anpassen muss. Das Prinzip dahinter ist simpel. Es beruht auf einer uralten Weisheit: Der frühe Vogel fängt den Wurm. Wobei ich mit „früh“ nicht nur den Morgen meine, sondern das Wort „rechtzeitig“.

Wie Touristen ticken

Eine Beobachtung trifft nahezu überall zu. Der normale

Tourist steht nicht gerne früh auf. Und er frühstückt in aller Ruhe. Da er meist nicht allein reist, oft sind es Familien mit Kindern, muss diese Gruppe sich auch noch finden und dem leitenden Reiseführer Folge leisten. Auch wenn der „Reiseführer“ nur Mama oder Papa ist, kann das die Aufbruchzeit nach hinten schieben. Weil all diese Probleme erst gelöst sein wollen, taucht die Menschenflut vielerorts erst ab halb elf auf.

Mir ist also stets bewusst, dass mein Vormittagsdreh um diese Zeit endet. Da ich aber bereits um fünf Uhr morgens vor Ort war – darum habe ich auch immer Lichttechnik im Auto –, habe ich schon fünfeinhalb kreative Stunden des Filmens und der Fotografie hinter mir. Das Einsetzen der Dämmerung, die blaue Stunde, die ich so liebe, der Sonnenaufgang und die schöne Zeit des morgendlichen warmen und weichen Lichts.

Wenn der Tourist dann anfängt, mit seinem Smartphone die Gegend abzulichten, habe ich schon alles im Kasten. Aus fotografischer Sicht ist die Zeit nach halb elf ohnehin nicht die beste, denn die Sonne steht hoch und das Licht wird hart. Meine Zeit geht erst am Nachmittag weiter, bis nach Sonnenuntergang. Allerdings muss ich mir dafür die Orte aussuchen, die Touristen nicht auf ihrem Zettel haben.

Erwähnen muss ich, dass es einen Unterschied zwischen Fotografie und Film gibt. Der Fotograf hat es leichter, in der Nachbearbeitung Menschen zu entfernen. Es helfen Serienaufnahmen mit anschließender Stapelverarbeitung im Grafikprogramm oder ganz einfach die KI. Der Filmer hat es bedeutend schwerer. Eine Szene, in der sich Menschen durch das Bild bewegen, die dort nicht hingehören, ist im Nachhinein kaum zu retten.

Ich habe mir deshalb ein antizyklisches Verhalten angewöhnt. Und das funktioniert besser, als man denkt.

Mitternacht auf Fårö

Wer Gotland besucht, weiß, dass man nicht wieder heimreisen kann, ohne die fantastischen Raukar von Langhammarsgubben gesehen zu haben. Die Raukar sind Kalksteinsäulen, von Wind und Wasser über Jahrtausende geformt, die wie versteinerte Wächter an der Küste der kleinen Nachbarinsel Fårö stehen. Manche sehen aus wie Figuren, andere wie Türme einer verfallenen Burg, die das Meer sich langsam zurückholt. Es ist einer jener Orte, an denen man das Gefühl hat, die Erde habe hier vergessen, sich weiterzudrehen.

Und genau deshalb ist er tagsüber hoffnungslos überlaufen.

Mein Plan: Am Abend zur Mittsommerzeit um einundzwanzig Uhr die Fähre zur Insel nehmen und dann bis in die Dunkelheit um dreiundzwanzig Uhr filmen. Als ich ankam, waren keine Menschen dort. Nur ein Liebespaar, das noch vor Sonnenuntergang den Ort verließ. Das Licht des skandinavischen Abends lag warm und golden über den Steinsäulen, die langen Schatten krochen über den Kieselstrand, und ich hatte diese urzeitliche Kulisse ganz für mich allein. Stille, nur das leise Plätschern der Wellen auf dem runden Kies, was kleine Steine ins Rollen brachte und das Rufen der Seevögel, die hoch über den Raukaren ihre Kreise zogen.

Um halb vier morgens stand ich schon wieder auf der Fähre. In der diesigen Mystik des frühen Morgens sah die Küste völlig anders aus als am Abend zuvor. Der Nebel lag wie ein dünner Schleier zwischen den Steinsäulen, die jetzt nicht mehr wie Wächter aussahen, sondern wie Gespenster, die

sich langsam aus dem Meer erhoben. Bis zehn Uhr filmte ich völlig ungestört. Ich hatte nicht nur die traumhafte Lichtstimmung des Abends, sondern auch die Mystik des Morgens. Und kein einziger Mensch verirrte sich im Bild.

Neun Uhr abends am Preikestolen

Oder der Preikestolen bei Stavanger. Der Felsen ist wohl einer der berühmtesten Aussichtspunkte dieser Welt und somit ein erstrangiger Touristen-Hotspot. Sechshundert Meter fällt die Felswand senkrecht in den Lysefjord ab. Die Plattform oben ist flach, vielleicht fünfundzwanzig mal fünfundzwanzig Meter, und es gibt kein Geländer. Nichts zwischen dir und dem Abgrund außer deinem eigenen Gleichgewichtssinn und der Hoffnung, dass der Wind keinen Böen schickt.

Die Wanderung hinauf dauert rund drei Stunden. Und an normalen Sommertagen stehen oben so viele Menschen, dass man das Felsplateau unter ihnen kaum erkennt.

Ich bin Anfang Juli um achtzehn Uhr vom Parkplatz aufgebrochen. Dass meine Entscheidung gut war, am Abend hochzugehen, erkannte ich schnell, denn mir kamen nur Touristen entgegen, aber kaum einer ging in meine Richtung. Der Weg führte durch Birkenwald, über Felsplatten, entlang kleiner Seen, die im Abendlicht wie flüssiges Kupfer schimmerten. Mit jeder Stunde wurde es stiller. Die Luft wurde klarer, die Geräusche weniger. Nur meine Schritte auf dem Fels und mein eigener Atem.

Als ich um einundzwanzig Uhr oben ankam, sah ich eine überschaubare Anzahl von Menschen. Vielleicht fünfzig. Kein Vergleich zu den Fotos, die ich gesehen hatte, auf denen das Felsplateau unter Menschenmassen verschwand. Das Licht der tief stehenden norwegischen

Sommersonne malte lange Schatten, der Fjord unter mir lag in einem Blau, das so tief war, dass es fast schwarz wirkte, und am gegenüberliegenden Ufer standen die Berge wie eine noch warm beleuchtete Wand aus Granit und Stille.

Um zweiundzwanzig Uhr stieg ich wieder ab und erreichte mein Auto, als es nahezu dunkel war. Erschöpft, aber mit Material, das an einem normalen Touristentag unmöglich gewesen wäre.

Drei Uhr morgens in Bergen

Bei uns im Wohnzimmer hängt eine Fotografie, die mir besonders am Herzen liegt. Aufgenommen in Bergen, Norwegen. Sie zeigt die Häuserzeile des historischen Stadtkerns Bryggen – jene prächtigen Holzhäuser aus der Blütezeit der Hanse, die förmlich Geschichte atmen. Die Läden sind beleuchtet, der leicht bläuliche Himmel trägt orangefarbene Wolken, und das warme Licht des frühen Morgens liegt über einer Stadt, die aussieht, als gehöre sie nur mir.

In der Tat, ich bin um drei Uhr in der Nacht aus dem Hotel auf die Straße gegangen und habe vier Stunden fotografiert und gefilmt. Eine traumhaft schöne Lichtstimmung, menschenleere Gassen, und das leise Knarzen der alten Holzhäuser, die sich im Morgentau dehnen.

Es stellt sich die Frage, wie so ein Foto in Bergen Anfang Juli möglich ist. Kein Mensch auf dem Bild, keine Tasche, kein Selfie-Stick, kein Regenschirm. Auch die Gruppenschilder, die von Reiseführern wie eine Monstranz getragen werden, sind nicht zu sehen. Ich muss mich nicht beeilen, weil ich weiß, dass die Passagiere von vier Kreuzfahrtschiffen nachts in ihren Kabinen zu schlafen pflegen. Ab zehn Uhr morgens geht dann in fotografischer und filmischer Hinsicht nichts

mehr in Bergen. Tausende Menschen ergießen sich durch die Gassen, und Bryggen wird zur Kulisse eines Volksfestes, bei dem jeder fotografiert und niemand sieht.

Die fahrenden Häuser

Es ist allerdings nicht nur die Anzahl der Menschen, wenn mir erlaubt ist, ein Klagelied zu singen. Es ist auch die Anzahl der fahrbaren Häuser, mit denen sie unterwegs sind. Sie stören meine filmischen Abenteuer nicht, wenn sie sich auf Campingplätzen oder ausgewiesenen Parkplätzen befinden. Aber leider sind sie nicht nur dort.

Ich lebe in einer touristischen Hochburg und filme dort auch gerne. In Torrevieja gibt es eine traumhaft schöne Felsenküste mit vielen kleinen Buchten. Bis vor kurzer Zeit war es unmöglich, diese Küste zu fotografieren. Wohnmobile standen dort massenhaft dicht an dicht an der Felsenkante. Die Verbotsschilder, dass man dort nicht stehen darf, sahen viele Wohnmobilisten offenbar nur als lieb gemeinte Empfehlung.

In dem Fall half nur, dass engagierte Bürger der Politik heiße Diskussionsrunden beschert haben. Mit Erfolg, denn inzwischen ist die Küste frei von diesen Einfamilienhäusern auf Rädern. Es gibt aber noch reichlich Orte an der Costa Blanca, wo sie den Küstenblick verschandeln. Und der Fairness halber muss gesagt werden, dass es trotz der deutlichen Auffälligkeit nicht die Mehrheit der Camper ist, die sich nicht regelkonform verhält.

Antizyklisch denken

Die Lösung liegt fast immer im Timing. Eine weitere Änderung in meinem Verhalten ist zunehmend die Reisezeit selbst. Meine Nordtour, die von Dänemark über

Südschweden und Gotland nach Norwegen bis Ålesund ging und anschließend in Nordjütland endete, verlief von Anfang Juni bis in die erste Juliwoche. Die Aufzeichnungen in der Bergwelt der Costa Blanca machte ich in den Wintermonaten. Jüngst reiste ich im November und Dezember nach Nordjütland. Und nun soll im Mai die Insel Bornholm folgen.

Wer antizyklisch denkt, gewinnt nicht nur wunderschöne Bilder, sondern auch besseres Licht, ruhigere Stimmungen und die Möglichkeit, einen Ort so zu zeigen, wie er wirklich ist – nicht wie er aussieht, wenn er unter Menschen verschwindet.

Und da in der heutigen Zeit alles irgendwie auch mit KI zu tun hat, gebe ich zu bedenken, dass das Thema „zu viele Menschen“ nicht besser werden dürfte. Wenn die künstliche Intelligenz vieles schneller und besser macht als der Mensch, werden in den nächsten Jahren immer mehr Menschen andere Dinge unternehmen, anstatt zu arbeiten. Dann werden wir sehen, wie die Motivlage für Fotografen und Filmer im Winter aussieht.

Fit bleiben ist wohl eine weitere gute Idee, denn je schwieriger ein Ort zu erreichen ist, desto einsamer ist er. Sorgen macht mir nur, dass ich nicht jünger werde. Vielleicht schreibe ich dann eben mehr Bücher.

Es bleibt spannend.

Kapitel 38 – Als die Bilder laufen lernten

Wie vielfältig die KI bereits meine Arbeit beeinflusst, dafür habe ich in diesem Buch einige Anwendungen beschrieben, die ich mir nicht mehr wegdenken möchte. Das Adolph-Berpohl-Projekt ist das eindrucklichste Beispiel. Dort entsprang der Einsatz von KI der schlichten Tatsache, dass von dem tragischen Unglück im Jahr 1967 weder Fotos noch Filmaufnahmen existieren. Nur Funksprüche und im Nachgang dokumentierte Unfalluntersuchungen. Die KI gab mir die Bilder, die es nie gab.

Aber die Berpohl war nur der Anfang eines Gedankens, der weiter reicht.

Die Zeitmaschine

Wenn wir in die Geschichte schauen, wird das vorhandene Film- und Fotomaterial mit jedem Jahrzehnt dünner und spärlicher. Das zwanzigste Jahrhundert ist noch einigermaßen dokumentiert. Aber je weiter man zurückgeht, desto mehr verschwindet. Irgendwann gibt es nur noch schriftliche Aufzeichnungen, in Stein gehauene Informationen und gemalte Bilder. Und noch weiter zurück kann uns nur noch die wissenschaftliche Forschung sagen, was historisch geschehen ist.

Hier sehe ich ein enormes Einsatzfeld für audiovisuelle künstliche Intelligenz. Nicht als Fälschung von Geschichte, sondern als Versuch, sie sichtbar zu machen. Greifbar. Erlebbar. Für Menschen, die sich unter einer schriftlichen Quelle aus dem Mittelalter wenig vorstellen können, aber sofort verstehen, was sie sehen, wenn eine KI-generierte Szene ihnen zeigt, wie eine Stadt im siebzehnten Jahrhundert ausgesehen haben könnte.

Drei Experimente

Nach der Bermpohl habe ich gleich drei weitere Videos erstellt, die diesen Ansatz auf unterschiedliche Weise verfolgen.

Das erste nenne ich „Horn-Bad Meinberg – anno dazumal“. Es ist ein historisches Filmschätzchen und basiert auf alten Fotos meiner Heimatstadt, die ich mit KI in Bewegung versetzt habe. Die Fotos sind real und reichen sechzig bis hundert Jahre zurück. Was ich einigen Personen in den Mund gelegt habe, ist fiktiv und mit einer Prise Humor versehen, so dass der kleine Film auch witzige Komponenten erhält. Ergänzt habe ich den Zusammenschnitt mit passender Musik. So ist ein amüsanter und kurzweiliger Video entstanden. Da nicht wenige Zeitgenossen in meiner Heimatstadt der künstlichen Intelligenz sehr kritisch bis ablehnend gegenüberstehen, ist es erstaunlich, dass es keine einzige negative Kritik gab. Offenbar wiegt der Charme, die eigene Stadt vor hundert Jahren lebendig zu sehen, schwerer als die Skepsis gegenüber der Technik, die das ermöglicht.

Das zweite Video heißt „Horn anno 1660“. Hier habe ich einen anderen Ansatz versucht. Meine Heimatstadt, genannt „Die Stadt der Bürgertreue“, gesehen an der Schwelle zwischen Renaissance und Frühbarock. In diesem Fall ist das tatsächlich vorhandene Material in puncto Fakten sehr dünn und beruht auf den Fragmenten, die man im Heimatmuseum und in Büchern von Historikern findet. Für den Rest habe ich meine Fantasie fliegen lassen, weil ich ein unterhaltsames Video erstellen wollte, das man nicht bis in die Ecken ernst nehmen soll. Der Zuschauer kann in die Stadtgeschichte eintauchen, darf aber das Gesehene

nicht auf die Goldwaage legen. Es ist der Versuch, einer fernen Epoche ein Gesicht zu geben – mit den Mitteln der KI und der eigenen Vorstellungskraft.



Foto: Der Eulenturm in Horn/Lippe im Jahr 1660

Das dritte Video ist „Vineta“. Pure Unterhaltung. Die versunkene Stadt Vineta soll es östlich von Rügen gegeben haben, bewiesen ist das keineswegs. Also reden wir von einem Mythos, einer Sage. Mit künstlerischer Freiheit habe ich ein Musikvideo daraus gemacht, mit englischem Text, der an den typischen Sound meiner Lieblingsband erinnert. Wer dieses Buch bis hierhin gelesen hat, weiß, dass ich die drei Brüder meine, die in den Sechzigern von Australien nach Großbritannien kamen. Das Video ist pure Fantasie. Und um auch wirklich nichts auszulassen, habe ich mich selbst als Darsteller mit meinem Aussehen als Zwanzigjähriger auftreten und agieren lassen. Es ist, sagen wir mal, ein musikalischer Scherz von mir. Ein Scherz, der ohne KI schlicht unmöglich gewesen wäre.

Als die Bilder wirklich laufen lernten

Ich habe noch gut im Gedächtnis, was damals im deutschen Fernsehen lief. Die Sendung hieß „Als die Bilder laufen lernten“, präsentiert von Werner Schwier. Er zeigte alte Filmschätzchen aus der Anfangszeit des Kinos. Charlie Chaplin, Buster Keaton, Oliver Hardy und Stan Laurel als Dick und Doof. Ich habe es noch im Ohr, wenn Werner Schwier rief: „Ich gebe dem Operateur ein Zeichen!“ Dann begann die Flimmerkiste, begleitet von schräger Klaviermusik. Es war eine der charmantesten Sendungen jener Zeit, weil sie etwas tat, das damals revolutionär war: Sie holte die Vergangenheit zurück auf den Bildschirm.

Heute geschieht etwas Ähnliches, nur auf einer ganz anderen Ebene. Auf YouTube sehe ich inzwischen sehr viele historische Videos, die den Ansatz verfolgen, alte Fotografien zum Leben zu erwecken. Sie spielen nahezu alle im zwanzigsten Jahrhundert und haben deshalb die größte Nähe zur Realität. Es ist faszinierend zu sehen, wie sich in Farbe und hoher Bildqualität alte Straßenbahnen durch die Städte bewegen, Automobile fahren oder wie der Hamburger Hafen vor über hundert Jahren aussah – mit Schiffen, die tatsächlich fahren, statt in alten Schwarz-Weiß-Fotos fixiert zu sein.

Werner Schwier hat damals Bilder gezeigt, die bereits laufen konnten – die allerersten Filme der Geschichte. Was heute passiert, geht einen Schritt weiter: Bilder, die nie gelaufen sind, lernen jetzt das Laufen. Fotos werden zu Filmen. Statisches wird lebendig. Die Vergangenheit bewegt sich.

Was kommen wird

Hier sehe ich ein gewaltiges Anwendungsgebiet für KI-Video, das ganz sicher bald auch in große historische Filme einfließen wird. Vielleicht kombiniert mit echten, aber auch fiktiven Darstellern. Geschichtsdokumentationen werden durch KI eine völlig neue Art des Sehens auf die Vergangenheit erzeugen. Da brauche ich keine Glaskugel zu bemühen, um mir in diesem Punkt sicher zu sein.

Stell dir vor, eine Dokumentation über das mittelalterliche Köln zeigt dir nicht nur Zeichnungen und Grundrisse, sondern lässt dich durch die Straßen gehen. Oder eine Dokumentation über die Hanse in Bergen – jenes Bergen, in dem ich um drei Uhr morgens die leeren Gassen fotografiert habe – zeigt dir die Stadt, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert aussah, mit Kaufleuten, Schiffen und dem Lärm des Hafens. Nicht als Zeichentrick, nicht als billige Animation, sondern in einer Qualität, die dem Auge kaum noch verrät, dass kein einziges Bild real ist.

Das wird kommen. Und es wird die Art, wie wir Geschichte verstehen, grundlegend verändern.

Für jemanden wie mich, seit seiner Kindheit von Geschichten fasziniert, ist das keine bedrohliche Entwicklung. Es ist eine Einladung. Die Einladung, Geschichten zu erzählen, die bisher niemand erzählen konnte, weil es keine Bilder gab.

Jetzt gibt es sie. Und die Frage ist nur noch, wer etwas damit anfängt.

Kapitel 39 – Der Mensch im Zeitalter der KI

Am Ende von Kapitel 19, in dem ich über den KI-Tsunami schrieb, habe ich bewusst darauf verwiesen, gegen Ende dieses Buches näher auf einzelne Punkte eingehen zu wollen. In weiser Voraussicht, denn die Entwicklung vollzieht sich schneller, als ich denken und schreiben kann. Tagtäglich kann ich ihn riechen, den Wind der Veränderung. Und ich sehe, was passiert, besonders in den Gesichtern der Menschen.

Heute Morgen habe ich in einem Nachrichtenbeitrag die Gesichter einiger SPD-Politiker nach der zweiten dramatischen Wahlniederlage in wenigen Wochen gesehen. Die Überschrift lautete: „Die SPD will nicht wahrhaben, warum sie niemand mehr haben will.“

Ich bin politisch nicht aktiv, keiner Partei verbunden und wüsste nicht einmal, wo ich mich in diesem von Menschen festgelegten Schema der politischen Landschaften einordnen soll, wenn dafür überhaupt eine Notwendigkeit besteht. Ich hoffe, dass ich ein Denker bin. Und was meine Expertise betrifft: Realistisch ist, dass ich in keiner TV-Sendung als Experte eingeladen würde, denn dafür haben sie Richard David Precht. Mehr braucht es in dieser Zeit nicht. Oder doch?

Für mich ist meine Expertise meine Lebenserfahrung. Ich habe zwei ordentliche Berufe gelernt – Bankkaufmann und Versicherungsfachmann. Der Rest hat sich „on top“ dazugesellt, wie in diesem Buch über weite Strecken zu lesen ist.

Aber was Berufe wert sind, dazu komme ich noch.

Warum die SPD ein KI-Problem hat

Lasst mich über die Zukunft der SPD sprechen. Nicht als Parteipolitiker, sondern als Beobachter. Wenn nicht ein nahezu genialer Geistesblitz diese Partei unter Strom setzt, wird sie keine Zukunft haben. Sie ist so fest mit den Themen Arbeit, Arbeiterklasse und Gewerkschaften verbunden, dass es ihre Identität ist.

All das wird es bald kaum noch oder gar nicht mehr geben. Die Zeit, in der Menschen sich über ihre Arbeit definieren, geht dem Ende zu. Aus dem Grund sind auch meine ordentlichen Berufe für mich selbst nur noch eine Randnotiz und bestenfalls ein Teil meiner Lebenserfahrung.

Im Parteinamen der SPD gibt es allerdings Vokabeln, die in der Zukunft hoffentlich noch eine Rolle spielen werden. „Sozial“ und „demokratisch“ sind aus meiner Sicht sehr erwünschte Begriffe, die das menschliche Leben in einer Welt prägen sollten, in der die Arbeit ganz überwiegend von Maschinen und künstlicher Intelligenz erledigt wird.

Aber darüber spricht niemand. Jedenfalls nicht dort, wo es nötig wäre.

Das Ende der Berufe, wie wir sie kennen

Ich stolpere über den Begriff „Beruf“. In der alten Welt hat das, was man kann und was man arbeitet, nur dann einen Wert, wenn man berufen wird. In meinem Heimatland ist dieses Denken nahezu einbetoniert. Man darf sich, so viel Freiheit muss sein, allenfalls berufen fühlen. Nach meiner Auswanderung nach Spanien haben sich meine Sichtweisen verändert. Vergeblich suchte ich nach einem Meisterbetrieb und lernte dann schnell, dass gute Arbeit auch von Menschen erledigt wird, die keinen Meisterbrief

in der Tasche haben.

Die neue Welt wird kein Standesdenken mehr wie eine Monstranz vor sich hertragen.

Was passiert konkret? Berufe werden nach und nach verschwinden und Tätigkeiten neue Bezeichnungen bekommen. Wir können das bereits jetzt beobachten. Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, vollständig zu sein, und ich kann auch gar nicht alles überblicken. Aber ich kann als Beobachter sprechen. Und da ich in diesem Buch viel über Musik, Fotografie und Film geschrieben habe, fange ich dort an, wo ich mich auskenne.

Die Welt der Musik im Umbruch

Warum sollte der Betreiber eines Studios für viel Geld einen Gitarristen ins Studio holen, wenn er sich den Instrumentenpart mittels KI in seine DAW laden kann? Das geht schnell und kostengünstig. Der Musiker muss terminiert werden. Da er nicht über dem Studio wohnt, muss er anreisen. Vielleicht kommt etwas dazwischen – das Wetter, eine Erkrankung, andere Einflüsse. Im Durchschnitt erlebt der Studiobetreiber, dass eine Produktion sich in die Länge zieht. Und je länger es dauert, desto teurer wird sie. Bei den Background-Vocals braucht er mehrere Stimmen, was einen erheblichen Abstimmungsprozess in Gang setzt.

Mittels KI steht der Song schon längst vor der Fertigstellung, bevor der Gitarrist das Studio überhaupt erreicht hat.

Das bedeutet, dass Musiker weniger Aufträge aus dem Bereich der Musikproduktion erhalten werden. Anders wird es nur dort verlaufen, wo der Musiker live auftritt, mit Band und Orchester. Das wird es hoffentlich in der neuen Welt weiterhin geben. Die Komponisten, die bislang ihren

Lebensunterhalt unter anderem damit verdienen, Musik für Film, Fernsehen oder Werbung zu schreiben, werden zumindest diesen Teil ihrer Arbeit verlieren. Es wird weniger Studios geben. Außer in der Welt der Bühnen und Stars wird Musik bald anders erstellt und wahrgenommen werden.

Und die Streamingdienste? Die werden nicht nur Musik verteilen, die bei ihnen hochgeladen wird, sie werden sie selbst erzeugen. Die KI ermittelt, was ein User gerne hört. Und der Dienst spielt dem User seinen Liebblingssound in einer Endlosversion aus, die in dem Moment erzeugt wird, indem er sie hört. Mehr noch: Der User klickt seine aktuelle Stimmung an oder spricht seine Verfassung einfach ins Mikrofon. Der Stream sendet ihm sofort die Musik ins Ohr, die individuell zu seiner momentanen Lage generiert wird. Keine Musik aus irgendwelchen Charts, sondern Musik, die er zuvor noch nie gehört hat.

Menschen gewöhnen sich schnell an neue Situationen, wenn ihnen etwas gefällt.

Die Welt der Bilder im Umbruch

Kürzlich habe ich meine Webseite mit Hilfe von KI auf einen neuen Stand gebracht. Dabei fielen mir meine Fotogalerien der Niederlande ins Auge – viel zu wenig Bilder im Vergleich zu anderen Galerien. Ich wusste, dass ich noch viele Fotos hatte, aufgenommen in jener Zeit, als ich meine erste Spiegelreflexkamera mit dem defekten Objektiv besaß.

Foto für Foto habe ich in die KI hochgeladen, mit immer dem gleichen Prompt: „Repariere dieses alte Foto, verbessere die Bildqualität, füge realistische Farben hinzu, erhöhe die Bildschärfe, bewahre den ursprünglichen Inhalt.“

Eine Stunde später hatte ich 31 weitere Fotos in meiner Galerie. Alle von hoher Qualität, so, als wären sie gerade aus meiner Lumix gekommen. Alle Fotos sind meine. Der Inhalt ist zu hundert Prozent das, was ich fotografiert habe.

Die einzige Frage, die einem Besucher meiner Seite in den Sinn kommen könnte: „Werner, du hattest 2010 schon eine sehr gute Kamera? In deinem Buch lese ich, dass du erst 2015 eine moderne gekauft hast. Wer hat dir damals seine Kamera geliehen?“ Ich fliege also nur auf, wenn ich zu ehrliche Bücher schreibe.

Das sagt alles darüber, wo wir bereits stehen. Wenn Landschaftsfotografien etwas zeigen, was es gar nicht gibt, aber dennoch so präzise einen Ort darstellen, dass nur ein Einheimischer erkennen kann, dass an der Stelle nie ein Mandelbaum gestanden hat, dann haben wir eine grundlegend andere Welt der Bilder. Jetzt. Nicht in fünf Jahren. Jetzt.

Hat der Fotograf noch eine Zukunft? Ja und nein. Solange es Menschen gibt, wollen sie fotografiert werden. Aber das können sie schon jetzt selbst erledigen. Ein Selfie genügt. Den Rest macht die KI und zaubert Porträts in einer Qualität, dass einem die Spucke wegbleibt. Den Gang ins Klamottengeschäft kann man sich sparen. Die KI zieht einem an, was man gerne tragen möchte, und setzt das Licht so professionell, dass man kaum noch einen Fotografen engagieren wird, der das Licht in seinem Studio einschaltet.

Und wenn ich darüber nachdenke, wen das alles betrifft, wird mir etwas schwindelig. Der Berufsfotograf? Der Visagist? Die Kosmetikindustrie? Das Klamottengeschäft? Die Vermieter von Studioräumen? Die Hersteller von

Studiolicht? Die Hersteller professioneller Kameras? Jeder meiner Leser könnte diese Reihe weiterspinnen, ohne lange grübeln zu müssen. Und dabei habe ich nur einen kleinen Aspekt unseres Lebens angeschnitten.

Wenn der Berufsfotograf gut ist, sehr breit aufgestellt und vielseitige Fähigkeiten besitzt, wird es ihn auch in fünf Jahren noch geben. Er wird vielleicht Hochzeiten fotografieren, weil er auch ein guter Filmer ist und seine einfühlsame Art sich herumspricht. Vertrauen spielt eine Rolle. Und weil er so gut ist, haben viele seiner Konkurrenten ihren Job an den Nagel gehängt und machen jetzt etwas anderes.

Was macht eigentlich Hollywood?

Die Handwerksbetriebe haben Auftragsmangel, weil schon wieder ein Studio für immer geschlossen hat. Die Nachfrage für den Bau von Kulissen ist eingebrochen. Maskenbildner interessieren sich für Umschulungen. So oder ähnlich könnte es aussehen. Oder rede ich etwa schon von der Realität?

Viele haben sie bereits gesehen, die Ergebnisse der neuesten KI-Video-Modelle. Muss denn tatsächlich noch so unfassbar viel Geld für eine gewaltige Kulisse ausgegeben werden? Oder ist es sehr viel kostengünstiger, ein kleines Set zu bauen und den Vordergrund mittels KI in eine künstlich generierte Kulisse zu kopieren? Sollte man jetzt noch den Beruf des Synchronsprechers erlernen? Ich würde in dem Punkt keine Empfehlung aussprechen. Braucht es in Los Angeles eigentlich noch so viele Taxifahrer, die einen zu den Studios fahren? Nun, ein Uber ist momentan noch billiger als ein Waymo ohne Fahrer. Wird sich das ändern? Ich denke schon.

Die humanoiden Roboter

Sie gehen viral, die Videos von springenden Robotern auf zwei Beinen mit zwei Armen. Humanoide Robotik ist in den Fokus der Medien geraten. Die Roboter werden bereits in großer Zahl industriell produziert, und es ist absehbar, dass sie einen Siegeszug um die Welt vor sich haben.

Warum müssen sie so menschenähnlich aussehen? Das hat einen einfachen Grund. Die gesamte Welt der Menschen ist für deren körperliche Fähigkeiten konstruiert. Türklinken, Treppen, Werkbänke, Stühle – alles ist für den menschlichen Körper gemacht. Wenn ein Roboter in diese Welt hineinpassen soll, muss er so gebaut sein wie die, die sie geschaffen haben.

Die Geschwindigkeit ihres Lernens wird sich rasant steigern, weil sie im Vergleich zum Menschen ihr erlerntes Wissen blitzschnell in die Recheneinheiten ihrer Kollegen kopieren können. Das Robotik-Service-Personal in einem Altenheim in Bayern wird kurz darauf in Schleswig-Holstein von den Erfahrungen im Süden profitieren und umgekehrt. Die Testläufe beweisen schon jetzt, dass sich Bewohner von Altenheimen erstaunlich schnell an ihre Roboter gewöhnen, mit ihnen reden und ihre Späßchen machen.

Die größte Baustelle ist noch die Sicherheit. Dass humanoide Roboter keinen Hund trittreten sollen, werden sie schnell lernen. Schwieriger ist die IT-Sicherheit. Sie sollen nicht weitergeben, was in den Schlafzimmern ihrer Kunden geschieht, keine Filme davon machen und ins Netz stellen oder für Unterhaltung in fragwürdigen Softwarebuden sorgen. Die Entwickler haben noch viel Arbeit vor sich.

Aber ich brauche auch bei der Robotik keine Glaskugel. Sie

werden bald überall sein. Ich könnte selbst einen gebrauchen – einen humanoiden Assistenten und Kameramann, der mich filmt und gleichzeitig meinen gesamten Dreh im Kopf hat. Oder alternativ einen Roboter-Hund, der mein Equipment den Berg hochtragen kann und jedem bösen Buben, der mir eine Kamera rauben will, eine sehr schmerzhaft Bisswunde zufügt. Oder eine Beule am Kopf.

Wir müssen reden

Und hier schließt sich der Kreis zur SPD, mit der ich dieses Kapitel begonnen habe. Wenn in wenigen Jahren mehr und mehr Arbeitsplätze durch KI ersetzt werden, was machen die Menschen, die keinen Job mehr haben?

Zwingend notwendig ist, dass die Wirtschaft trotzdem funktioniert. Ohne Konsum keine Wirtschaft. Dann würde es auch keine KI brauchen, die alles optimiert. Also müssen wir darüber sprechen, wie und auf welchen Wegen die Menschen das Geld erhalten, damit Konsum stattfindet.

Das kann nur über Transferleistungen geschehen, darüber ist sich die gesamte IT-Welt weitgehend einig. Firmen, die etwas produzieren, müssen besteuert werden, und der Staat verteilt das Geld an die Menschen. Zudem können bessere Modelle geschaffen werden, die den Menschen die Möglichkeit geben, sich am Produktivvermögen zu beteiligen.

In der Hinsicht könnte man der SPD sagen: „Wir müssen reden.“ Ich habe allerdings nicht viel Hoffnung, dass die Köpfe dort erreichbar sind. Obwohl, ich bin 71 und auch „alt“. Aber meine Birne ist noch ansprechbar.

Und die Medien? Mir kommt es so vor, als würden sie

schreiben, was ihnen spontan einfällt, nur nicht das ansprechen, was nötig wäre. Sie berichten über sinkende Umfragewerte, über Koalitionspoker und über Personaldebatten. Aber über die Frage, wie eine Gesellschaft funktioniert, in der die Mehrheit der Menschen nicht mehr arbeitet, lese ich wenig. Dabei ist das die einzige Frage, die wirklich zählt.

Vielleicht bin ich kein Experte. Aber ich bin ein Beobachter. Und Beobachter sehen manchmal Dinge, die Experten übersehen. Weil Experten tief in ihrem Fachgebiet stecken und Beobachter den Blick für das Ganze haben.

Generalisten eben. Wie ich.

Kapitel 40 – Beobachten statt produzieren

Es mag vielleicht so aussehen, als würde ich von einem Projekt ins nächste stolpern, aber das ist nicht so. Gerne nehme ich mir auch Urlaub, was jetzt vielleicht für einen Lacher sorgt, wenn das ein Rentner sagt.

Kreativität benötigt manchmal eine Zeit der Ruhe, des In-sich-Kehens. Nicht jeder Tag muss ein Drehtag sein. Nicht jede Idee muss sofort umgesetzt werden. Manchmal ist es besser, die Kamera im Regal zu lassen und einfach nur zu schauen, ohne den Drang, das Gesehene sofort in eine Timeline zu verwandeln.

Das ist bei mir allerdings nicht eine Zeit des Stillstandes. Ich bin nebenbei handwerklich begabt und habe in meinem Leben fast alles gemacht, was baulich geht, außer Dach decken. In-mich-Kehren kann also bei mir heißen, dass ich Regale baue, mein kleines Studio baulich optimiere oder einen schweren Carport als komplette Eigenkonstruktion zusammenzimmere. Die Hände brauchen etwas zu tun. Nur eben etwas anderes als Kameratasten.

Warum Sport keine Option ist, sondern Pflicht

Sport war immer ein Bestandteil meines Lebens. Allerdings betrachte ich ihn heute nicht mehr mit Absichten einer Ziel- und Zeitverbesserung, sondern als Notwendigkeit. Wer auf dem Niveau Filme produzieren will, das ich mir vorgenommen habe, muss körperlich in der Lage sein, das durchzuhalten. Reisen ist immer anstrengend, vor allem wenn man mit professioneller Technik arbeitet.

Früher bin ich Langstrecken gelaufen, was aber dazu geführt hatte, dass ich zusätzliche Erholungsphasen

brauchte, um mich zum Beispiel von einem Marathonlauf zu erholen. Seit längerer Zeit habe ich mein Pensum gefunden, das ich dauerhaft leisten kann und dabei ausreichend fit bleibe. Ich laufe jeden zweiten Tag eine Strecke von nur zweieinhalb Kilometern. Zusätzlich mache ich ein mäßiges Krafttraining.

Das klingt nach wenig. Aber es reicht, um beim nächsten Dreh bereits am ersten Tag einige Stunden mit Gimbal samt Kamera unterwegs sein zu können. Die Kombination wiegt gut fünf Kilogramm. Wenn ich mit schwerem Stativ und dem Camcorder auf eine Burg will, schleppe ich fast neun Kilogramm. Ohne Training hätte ich am Folgetag Muskelkater.

Während der Drehtage, die sich oft über Wochen hinziehen, hantiere ich jeden Tag stundenlang mit dem Zeug. Ich fahre zu verschiedenen Orten, hole Equipment aus dem Auto und packe es wieder hinein. Immer wieder, den ganzen lieben Tag lang. Es summiert sich mit dem Resultat, dass man meint, die Ausrüstung würde zum Abend hin immer schwerer werden. Kameraleute kennen das. Ich will das erwähnen, damit deutlich wird, warum es für mich ohne Sport nicht geht. Nicht als Tugend, sondern als Voraussetzung.

Das Lauftraining liebe ich aber auch aus einem anderen Grund. Beim Laufen kommen mir oft die besten Ideen. Es kommt tatsächlich häufig vor, dass ich mir eine kleine Notiz auf den Zettel schreibe, wenn ich zurück bin, um den Gedanken nicht zu vergessen. Der Kopf arbeitet anders, wenn der Körper in Bewegung ist. Er wird freier, klarer, offener. Manche meiner besten Filmideen sind auf der Laufstrecke entstanden, nicht am Schreibtisch.

Dreihundert Stundenkilometer Richtung Erholung

Gelegentlich unternehme ich auch etwas, ohne dass ein Projekt dahintersteht. Ich kann es allerdings nicht lassen, wenigstens eine Kamera mitzunehmen. Das gebe ich offen zu.

Zweimal habe ich mir einen Trip nach Madrid gegönnt. Madrid habe ich erst spät für mich entdeckt, und ich frage mich, warum ich nicht schon früher hingefahren bin. Das liegt vielleicht daran, dass Städtetrips nicht so sehr auf meiner Wunschliste stehen. Ich wohne am Mittelmeer. Madrid liegt weit weg, im Landesinneren, ohne Meer, ohne Küste. Aber dann habe ich bei einem Videodreh über Elche den AVE-Bahnhof kennengelernt, und der Reiz hat mich gepackt.



In nur hundertvierzig Minuten in die Hauptstadt. Und „donnern“ ist das falsche Wort, denn der AVE rast mit dreihundert Stundenkilometern, aber man schwebt dabei förmlich. Leise und sehr komfortabel. Als ich in Elche einstieg, war ich an der Costa Blanca. Als ich ausstieg, war ich in einer der faszinierendsten Metropolen Europas.

Einmal war der Grund meiner Reise, dass die Firma Blackmagic Design auf ihrer European Live Tour ein Meeting im Teatro Goya abhielt. Ihre Software DaVinci Resolve ist meine professionelle Schnittsoftware, der ich einen weiteren Schub in Sachen Videoqualität verdanke. Aber auch dieser Trip war im Kern Erholung.

Und natürlich hatte ich die Kamera dabei.

Madrid ist eine Stadt, die einen nicht loslässt. Die breiten Boulevards, die Architektur, die Plätze, das Licht, das in dieser Höhenlage anders fällt als an der Küste – klarer, härter, aber auch dramatischer. Bei den vielen Fotomotiven komme ich ins Schwärmen und verweise gerne auf meine Webseite, wo die Ergebnisse zu sehen sind.

Aber es waren keine Produktionen. Es waren Streifzüge. Beobachtungen. Momente, in denen ich die Kamera hob, weil etwas mein Auge traf, nicht weil ein Storyboard es verlangte.

Bei einer anderen Aktivität, die im Grunde auch der Erholung geschuldet ist, ist mir mit etwas Kreativität dann doch eine Anwendung eingefallen. So habe ich mehrere Bilderserien, die ich bei diversen Bergwanderungen in meiner Region geschossen habe, auf meiner Webseite zu Wanderbeschreibungen gemacht. Auf die Art und Weise können sie dem, der sie auf meiner Seite entdeckt, als Wandertipp dienen.

Allein durch diesen Punkt wird deutlich, wie vorteilhaft es für einen Fotografen sein kann, eine eigene Webseite zu schaffen. Jedenfalls dann, wenn man sie so themenoffen gestaltet, wie ich das gemacht habe. Meine Seite verträgt es wunderbar, wenn es darum geht, eine neue Idee visuell oder in Texte umzusetzen.

Als Wanderer bin ich ein Beobachter, da ein paar Fotos mit nach Hause gebracht hat.

Der Unterschied

Und genau da liegt der Unterschied, der in der Kapitelüberschrift steckt. Beobachten statt produzieren. Das klingt nach Stillstand, ist aber das Gegenteil. Denn wer nur produziert, ohne zwischendurch innezuhalten, der verliert irgendwann den Blick. Der sieht Motive, aber keine Geschichten. Der dreht Material, aber keine Filme.

Die Pausen zwischen den Projekten sind für mich keine tote Zeit. Sie sind die Zeit, in der sich etwas auflädt. Dass dabei trotzdem gute Fotos entstehen, ist ein Nebeneffekt. Kein Ziel.

Und vielleicht ist das die wichtigste Lektion, die ich in all den Jahren gelernt habe. Nicht jedes Bild muss in ein Projekt. Nicht jede Beobachtung muss einen Zweck erfüllen. Manchmal reicht es, einfach da zu sein. Mit offenen Augen. Und einer Kamera, die man nicht benutzen muss, aber benutzen darf.

Beobachten statt produzieren. Oder nur ein bisschen. Ich kann einfach nicht anders.

Kapitel 41 – Bedeutung statt Masse

Unbeirrt und beharrlich halte ich an meinem Konzept fest, meinen kreativen Ergebnissen Bedeutung zu geben, auch wenn es damit schwerfällt, viele Menschen zu erreichen. Die Welt der sozialen Medien belohnt anderes. Sie belohnt Frequenz, Lautstärke und die Bereitschaft, dem Algorithmus zu gefallen. Wer alle drei Tage ein Video postet, wird sichtbar. Wer ein Jahr an einer Dokumentation arbeitet, verschwindet.

Das ist keine Klage. Das ist eine Feststellung. Und ich habe mich entschieden, damit zu leben.

Inhalt bestellt

Wer mich kennt, weiß, dass ich trotz der negativen Erscheinungen in der Medienwelt meinen Humor nicht verliere. Und ich bin wirklich zutiefst amüsiert über manches, was ich beobachte.

Wie stolz doch viele im Netz auf ihren „Beruf“ sind. Wenn man sie fragt, was sie sind, schwillt ihre Brust und sie sagen mit voller Überzeugung: „Ich bin Content Creator.“ Was für eine fantastische Berufsbezeichnung. Für mich klingt das so, als würde jemand Holzwolle in einen Pappkarton packen und dann verschicken. Übersetzt heißt das Inhalts-Schaffender. Ich stelle mir vor, ein Paket kommt bei uns an. Meine Frau fragt mich, was da drin ist. Ich antworte: „Inhalt. Ich habe Inhalt bestellt.“ Sie ist völlig verzückt, denn schon lange träumt sie von Inhalt.

Und dann gibt es noch eine andere große Berufsgruppe in dieser erlebnisreichen Zeit. Die Werktätigen nennen sich Influencer. Der Bezeichnung ist wahrhaft Programm. Ich

bemühe meine Englischkenntnisse und stelle fest, dass das Beeinflusser heißt. Was für ein genialer Beruf, auf den muss man doch mächtig stolz sein. Das ist also jemand, der beeinflusst. Warum nur, frage ich mich, habe ich damals Bankkaufmann gelernt. Wohl deshalb, weil die Industrie- und Handelskammer keinen Beruf angeboten hat, der Beeinflusser hieß. Den hätte ich sofort gewählt und würde heute in Dubai wohnen.

Die Hoffnung auf etwas Besseres

Nein, Dubai ist nicht mein Ort. Und Facebook ist zunehmend nicht mehr meine Plattform. Es gibt Schätzungen, wonach mehr als die Hälfte der teilnehmenden Accounts dort Chatbots sein sollen. Wenn ich sehe, wie sehr sich die Plattform ins Negative gedreht hat, möchte ich dem Glauben schenken. Zwischen Werbung, Algorithmen und künstlich erzeugten Profilen gehen echte Inhalte unter. Meine eigenen Fotos und Videos erreichen meine Freunde kaum noch.

Meine Hoffnung ist, dass wir bald einen Wandel in der Welt der sozialen Medien erleben. Momentan versucht ein Berliner Unternehmen, eine Alternative in den Markt zu bringen, die frei sein soll von dem, was mir die Freude verdirbt. Wedium soll die Plattform heißen. Die Firma aus Tempelhof verspricht eine Verifizierung durch ID, die Bots ausschließt. Gehostet in Europa. Creator können Geld verdienen. Experten haben einen transparenten Algorithmus gestaltet. Datenschutz, Privatsphäre und ein eingebauter Jugendschutz sollen Sicherheit bieten.

Ob das gelingt, weiß ich nicht. Aber ich bin dran, weil ich glaube, dass wir gerade jetzt den Zeitpunkt erreicht haben, an dem die Chancen dafür gutstehen. Die Unzufriedenheit

mit den bestehenden Plattformen ist groß genug, dass Menschen bereit sein könnten, etwas Neues zu versuchen. Etwas, das Bedeutung belohnt statt Masse.

Filmmemacher

Ich fahre demnächst nach Bornholm und mache das, was mein Herz mir sagt. Eine richtig gute Dokumentation über die wunderschöne Insel im baltischen Meer. Dafür werde ich Wochen planen, Tage drehen, Wochen schneiden. Ich werde eigene Musik komponieren und jeden Kommentar so lange überarbeiten, bis er sitzt.

Das Ergebnis wird vielleicht dreitausend Menschen erreichen. Vielleicht fünftausend. Vielleicht, wenn ich Glück habe, auch mehr. Aber es wird gut sein. Und es wird meins sein.

Vielleicht erlebe ich es noch, dass sich die Medien im Netz wieder mehr mit wertvollen Inhalten füllen, für die man dann auch passende Namen hat. Wie zum Beispiel: Dokumentation.

Und wenn sich ein Zuschauer wegen meines Films entschließt, nach Bornholm zu reisen, möchte ich nicht Influencer genannt werden.

Sondern Filmmemacher.

TEIL XII – DER BLICK NACH VORN

Kapitel 42 – Die Zukunft der Fotografie

Nun möchte ich, fast am Ende meines Buches angekommen, ein heißes Eisen anfassen. Ohne Glaskugel.

Schon seit einer Weile denke ich darüber nach, wie die Zukunft der Fotografie aussehen könnte. Wo geht die Entwicklung hin? Man könnte das technisch betrachten. Oder als tieferes Thema, wenn es um die inhaltliche Seite geht.

Die Technik hat auserzählt

In Bezug auf Technik fällt mir schon seit längerer Zeit auf, dass die Innovationssprünge immer kleiner werden. Bei den Kameras gibt es im Grunde selten etwas wirklich Neues. Wer vor zwei oder drei Jahren eine Kamera im gehobenen Segment gekauft hat, muss feststellen, dass es nur wenige Argumente gibt, die den Kauf einer neuen Kamera rechtfertigen.

Bei den Objektiven ist es ähnlich. Die Hersteller bieten hier und da Verbesserungen und erfinden Zoom-Linsen mit anderen Brennweiten-Bereichen, im Vergleich zu dem, was es bereits gibt. Ich bin bezüglich der Objektivbandbreite seit Jahren hervorragend ausgestattet. Und was soll ich sagen? Es kommt nichts mehr, was mich staunen lässt oder vom Hocker reißt.

Auch bei den Systemkameras kann ich mir kaum vorstellen,

in den nächsten Jahren etwas Neues anzustreben, es sei denn, es geht etwas kaputt.

Ja, heute kam ein neues Mikrofon bei mir an. Lumix hat ein geniales Teil erfunden, das es bislang nicht gab. Oh, sorry, mein Fehler. Das hat ja nichts mit Fotografie zu tun.

Die Technik der Fotografie hat ein Plateau erreicht. Die Sensoren sind gut genug. Die Objektive sind gut genug. Die Software ist gut genug. Was soll noch kommen? Mehr Megapixel? Braucht kein Mensch. Besserer Autofokus? Der erkennt bereits das Auge eines Vogels im Flug. Schnellere Serienbildfunktion? Dreißig Bilder pro Sekunde reichen für alles außer Kernfusion.

Die Kamerahersteller haben ein Problem. Sie haben ihre Produkte so gut gemacht, dass man sie nicht mehr ersetzen muss.

Die Sprachlosigkeit

Und nun die Frage, wie sich die Fotografie inhaltlich entwickeln wird. Wo geht die Reise hin?

Ich habe bei YouTube, wo es für nahezu alle Themen reichlich Videos gibt, die Suchfunktion bemüht und eingegeben: „Zukunft der Fotografie.“ Die Suchergebnisse sind ernüchternd. Einige wenige Videos sind neun Monate bis ein Jahr alt. Sehr viele, die sich mit diesem Thema befassen, sind vier, fünf oder sogar elf Jahre alt. Demnach könnte man denken: Es gibt keine Zukunft der Fotografie.

Jedenfalls scheint eine gewisse Sprachlosigkeit zu herrschen. Die Fotografen, die sonst über alles reden – über Objektive, über Presets, über den perfekten Workflow –, schweigen, wenn es um die große Frage geht. Und ich verstehe warum. Denn die ehrliche Antwort ist unbequem.

Die Fotografie steht an einem Punkt, an dem ihre Grundlage wackelt. Nicht die Technik. Nicht das Handwerk. Sondern der Grund, warum es sie gibt.

Gestern zeigte der WDR seinen Zuschauern ein Zuschauerfoto. Das macht der WDR an jedem frühen Abend. Es war ein Sonnenuntergang. Die Moderatorin schwärmte. Hinter den Bäumen eine dünne, leicht durchsichtige Wolkenschicht. Die Sonne war ungewöhnlich groß und hinter der Wolkenschicht zu erkennen. Die helle Scheibe zeigte gestochen scharfe Kanten. Die Sonne kann aber, wenn sie diffus hinter den Wolken zu sehen ist, keine scharfe Kante haben. Das weiß ich als Fotograf, weil ich gefühlt tausende Sonnenuntergänge fotografiert habe. Die Ränder können durch die Lichtbrechungen nur weich aussehen. Das ist Physik.

Gesehen habe ich ein Foto-Composing. Ein simpler Vorgang. Eine gelblich helle Kreisfläche wird mit Photoshop auf die oberste Ebene gelegt. Die Transparenz wird auf 20 Prozent gesetzt. Und schon sieht man eine schöne Sonnenscheibe, die durch die Wolken leuchtet. Der „Künstler“ hat nur vergessen, eine leichte Weichzeichnung hinzuzufügen. Das passiert, wenn man nicht genau weiß, was man tut.

Der WDR hat das Foto nicht geprüft, davon gehe ich aus. Oder es leichtfertig für gut befunden und in die Welt geschickt. Ich verstehe das. Es geht um schnelle Effekte, raus damit.

Warum erzähle ich von dieser Beobachtung. Weil genau an diesem Beispiel erkennbar ist, warum die Darstellung besonderer Fotos tot ist. Das betrifft alle Fotos, auch die künstlerischen. Sogar die Street-Fotografie darf

angezweifelt werden. Du fragst mich vielleicht, ob ich noch in Fotoausstellungen gehe? Nun, das ist eher unwahrscheinlich.

Die Zukunft ist der Mensch

Natürlich ist die Fotografie nicht am Ende. Menschen werden wie bisher ihr Essen fotografieren und das der Menschheit zeigen wollen. Sie machen keine Kreuzfahrt, ohne Bilder mitzubringen, damit die Nahestehenden sehen, wie die Stadt Bergen aussehen könnte, wenn man sich die Menschengruppen wegdenkt.

Nein, ich will nicht lästern. Es werden auch Sonnenuntergänge fotografiert, weil sie so eindrucksvoll sind. Und weil man das Gesehene besonders für sich selbst ein klein wenig konservieren möchte. Und weil man mit Sicherheit sagen kann, dass das Foto echt ist. Es zeigt den selbst erlebten Moment, einen Augenblick, den es wirklich gegeben hat.



In einer Welt, in der alles herstellbar ist, wird das

Authentische zum Luxus. Das Echte. Das Erlebte. Das Gestandene.

Zukunft der Fotografie? Keine Ahnung?

Vielleicht habe ich doch eine. Sie steht in diesem Buch. Auf fast jeder Seite. Seit dem ersten Kapitel.

Die Zukunft der Fotografie ist der Mensch, der hinausgeht und hinsieht. Mit welcher Kamera auch immer. In welcher Zeit auch immer. Und der dann zurückkommt und etwas zeigt, das nur er so sehen konnte. Weil nur er dort war. Weil nur er diesen Blick hat. Weil nur er diese Geschichte erzählen kann. Nun muss er nur noch Menschen finden, die ihm vertrauen, die ihm seine Geschichte glauben.

Kapitel 43 – Wo geht die Reise hin?

Ich werde das Gefühl nicht los, dass wir, damit meine ich die gesamte Menschheit, bereits mitten in einem großen Prozess der Neuordnung steckt. Wir überblicken aber noch nicht, wo die Reise hingeht, weil unsere Vorstellungskraft dafür nicht ausreicht.

Zurzeit scheint es an allen Ecken und Kanten zu krachen und aus den Fugen zu geraten. Ich sehe wohl, dass Forscher, die Zyklen im Auge haben, richtig liegen. Der Aufstieg Europas, der Wohlstand, die Systeme, hier kann man sehen, wie ein Zyklus zu Ende geht. China war lange hinten dran. Der Aufstieg begann erst, als Europa schon oben war. Dort läuft ein Zyklus ab, dessen Weg nach oben zeigt und der Zenit noch nicht erreicht ist. Jenseits des Atlantiks scheint ein Zyklus auf dem Weg Richtung Talsohle unterwegs zu sein. Unklar ist, ob wir im Klimawandel unseren Meister gefunden haben, oder unser Schicksal.

Zweifel habe ich, ob unsere politische Ordnung bestehen bleibt. Viel hängt davon ab, ob wir dafür kämpfen wollen oder aus lauter Bequemlichkeit einfach nur mitschwimmen. Oder das System den Zerstörern übertragen, damit der Neuanfang schneller beginnt.

Was wir, besonders in Europa, komplett ausblenden ist aber, dass etwas viel Größeres die Zukunft der Menschen beeinflussen wird. Wir selbst haben mit unseren Erfindungen einen Weg gefunden, unser gesamtes Wissen, nahezu alles, was Menschen je gedacht, entwickelt und erfunden haben, zu bündeln und zusammen zu führen. Dieses Wissen, das wir nun für uns arbeiten lassen, wird in seiner Gesamtheit unsere eigene Intelligenz übersteigen

und besser, schneller und effizienter denken. Es wird die Forschung revolutionieren und neue Erfindungen ans Licht bringen, von denen wir bislang nicht mal träumen konnten.

Und diese neue Intelligenz ist keine Vision. Sie ist da und bereits tätig.

Wir können nicht überblicken, wohin das führen wird. Ich persönlich vermute, dass die Veränderungen schneller kommen, als wir uns das vorstellen können. Weil uns die Zeit nicht bleibt und unsere aktuellen Systeme viel zu träge sind, um eine neue, dafür passende Ordnung aufzubauen, wird es Verwerfungen geben, die weh tun.

Ich gehe mit

Mein eigenes Buch hat mich gelehrt, dass es eine Eigenschaft von mir ist, Werkzeuge, die sich anbieten zu sehen, zu werten und, wenn sie mich weiterbringen können, zu nutzen. In der Zeit, die mir noch bleibt, gehe ich den Weg der Veränderung offensiv mit. Es wird Menschen geben, die den Kopf in den Sand stecken, wie man das einem großen Vogel nachsagt. Das ist nicht mein Ding.

Kapitel 44 – Eine neue Weltanschauung

Ich habe lange überlegt, wie ich dieses Buch beenden soll. Mit einer Zusammenfassung? Nein, dafür war der Weg zu persönlich. Mit einem Appell? Nein, dafür bin ich nicht der Typ. Mit einem Ausblick in die Zukunft? Darüber habe ich in den letzten Kapiteln bereits gesprochen, und die Zukunft hat die Eigenschaft, sich nicht an Vorhersagen zu halten.

Ich beende es mit einer Antwort. Auf die Frage, die der Titel dieses Buches stellt.

Foto oder Film – eine Frage der Weltanschauung

Als ich diesen Titel wählte, wusste ich noch nicht, wohin mich das Schreiben führen würde. Ich dachte, es ginge um eine Entscheidung. Foto oder Film. Standbild oder bewegtes Bild. Zwei Lager, zwei Haltungen, zwei Welten.

Aber das Buch hat mich eines Besseren belehrt. Und vielleicht ist das die größte Überraschung dieses Schreibprozesses: Nicht ich habe dem Buch die Antwort gegeben. Das Buch hat sie mir gegeben. Die Antwort ist: Für meinen kreativen Prozess gibt es nur ein „Und“.

Ich habe in diesem Buch offen darüber geschrieben, wie ich mich verzettelt habe. Das ist das Schicksal des Generalisten. Er sieht überall Möglichkeiten und greift nach allen gleichzeitig. Zum Glück war ich in der Lage, die Verbindungen zu erkennen und meine Ziele zu harmonisieren und zu bündeln.

Aber Generalisten brauchen eben etwas länger. Dafür wissen sie am Ende, warum.

Weltanschauung

Foto oder Film – eine Frage der Weltanschauung. So heißt dieses Buch. Und jetzt, am Ende, verstehe ich den Titel besser als am Anfang.

Es geht nicht um Foto. Es geht nicht um Film. Es geht nicht um Musik oder Literatur oder KI. Es geht um das Wort, das im Titel steckt und das man fast übersieht, weil es so selbstverständlich klingt.

Weltanschauung.

Die Welt anschauen. Den Blick fixieren. Und das Resultat anderen Menschen zeigen. Genau das habe ich im ersten Kapitel geschrieben, ohne zu wissen, dass es die Antwort auf alles sein würde, was danach kommt.

Der Morgen

Und damit bin ich bei dem, was ich am meisten liebe. Es ist kurz vor fünf. Draußen ist es dunkel. Ich stehe irgendwo, es spielt keine Rolle wo. An einer Küste, auf einem Berg, in einer Stadt, die noch schläft. Die Ausrüstung ist gecheckt, die Akkus geladen, die Kamera bereit. Mein bester Freund.

Die Dämmerung beginnt. Ganz langsam. Das Licht verändert sich. Die blaue Stunde setzt ein, mein Lieblingslicht. Klarer. Ehrlicher. Kein Tourist, kein Lärm, kein Algorithmus. Nur die Landschaft, das Licht und ich.

Dafür bin ich aufgestanden. Die Sonne schiebt sich über den Horizont. Das warme Licht flutet die Szene.

Ich hebe die Kamera. Nicht weil ich muss. Sondern weil ich nicht anders kann.

Weil dieses intensive Einsaugen von Natur und Landschaft

und Motiven keine Arbeit ist. Sondern der pure Genuss. So tief greifend, so intensiv, dass es mich sehr glücklich macht. Und ich bin noch lange nicht fertig.

Ich höre mein Lied.

„Bin überall durch die Gegend gestreunt. Mit der Kamera in der Hand.“



Foto: Schiffshebewerk Niederfinow 1993

